

Die drei ??? und der Super-Papagei

Alfred Hitchcock

Die drei ??? und der Super-Papagei

Erzählt von Robert Arthur



Franckh'sche Verlagshandlung
Stuttgart

Aus dem Amerikanischen übertragen von Leonore Puschert
Titel der Originalausgabe: »Alfred Hitchcock and The Three Investigators
in The Mystery of the Stuttering Parrot«
(Random House, Inc., New York/1964)
© 1964, Random House, Inc., New York

Schutzumschlag von Aiga Rasch

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Arthur, Robert:

Alfred Hitchcock, die drei ??? [Fragezeichen] und
der Super-Papagei / erzählt von Robert Arthur. [Aus
d. Amerikan. übertr. von Leonore Puschert]. – 7.
Aufl. – Stuttgart: Franckh, 1979.

Einheitsacht.: Alfred Hitchcock and the three
investigators in the mystery of the stuttering
parrot <dt.>

ISBN 3-440-04732-6

NE: Hitchcock, Alfred [Angebl. Verf.]

7. Auflage / 74.–88. Tausend

Franckh'sche Verlagshandlung, W. Keller & Co., Stuttgart / 1979
Alle Rechte an der deutschen Ausgabe, insbesondere das Recht der
Vervielfältigung und Verbreitung, vorbehalten.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder
ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder
verbreitet werden.

Für die deutsche Ausgabe:

© 1972, Franckh'sche Verlagshandlung, W. Keller & Co., Stuttgart

ISBN 3-440-04732-6 / L 9sl H bs

Printed in Czechoslovakia / Imprime en Tchechoslovaquie

Satz: Ernst Kieser KG, Augsburg

Die drei ??? und der Super-Papagei

Alfred Hitchcocks Vorwort	7
Ein Hilferuf	8
Ein Papagei spricht Latein	18
Schneewittchen ist verschwunden	27
Komm zum Roten Tor!	36
Die Telefon-Lawine rollt	41
Ein unverhoffter Besuch	48
Der geheimnisvolle Schatz	62
Blackbeard der Pirat	69
Die zweite Lawine	74
In die Falle gelockt!	80
Sieben geflügelte Orakel	86
Ein Schlachtplan	97
Eine wilde Flucht	101
Die rätselhafte Botschaft	109
Nichts wie los und hin!	113
Bob spielt Köder	118
Von Steinen und Gebeinen	123
Versteckspiel im Nebel	129
Blackbeard hat das letzte Wort	134
Wie alles ausging	140
Zum guten Schluß: Alfred Hitchcock	143

Alfred Hitchcocks Vorwort

Wieder einmal verwende ich mich hier für das Trio jugendlicher Detektive, die sich »die drei ???« nennen. Es hat fast den Anschein, als würde ich die Burschen so schnell nicht wieder los. Sei's drum! Ich hatte ihnen zu Anfang ein für allemal versprochen, ihre besten Abenteuer meinem Leserpublikum vorzustellen, und das will ich weiter so halten. wer von euch die früheren Fälle gelesen hat, kennt die drei ja bestens. Er braucht hier gar nicht weiterzulesen und kann sofort mit der Papageien-Geschichte beginnen (die ich hiermit wärmstens empfehle).

Doch nun sei den Lesern, die bisher noch nicht dabei waren, Genüge getan: Die drei ??? heißen Bob Andrews, Peter Shaw und Justus Jonas und wohnen alle in einem Städtchen namens Rocky Beach am Ufer des Pazifiks, nicht weit von Hollywood entfernt. Bob ist schlank und blond, eher vom Schlag des Wissenschaftlers, doch nicht ohne einen Schuß Abenteuerlust. Peter ist groß und muskulös, hat braunes Haar und neigt zur Nervosität, noch ehe überhaupt etwas passiert ist; wird es aber ernst, dann steht er wie ein Fels im Meer. Justus Jonas ist stämmig und gedrungen, und sein rundes Gesicht kann einen recht unbedarften Eindruck machen. Dahinter steckt jedoch ein scharfer und unbestechlicher Geist!

Bob und Peter wohnen bei ihren Eltern. Justus ist bei seinem Onkel Titus und seiner Tante Mathilda aufgewachsen, den Eigentümern der Firma »Gebrauchtwaren-Center T. Jonas«. Dieser Super-Trödelmarkt ist auch die Aktionsbasis der drei ???. Ihre Zentrale ist ein hinter Schrottbergen verborgener Campinganhänger, der ein Büro, eine Dunkelkammer und ein Labor beherbergt und von den Jungen nur über selbstkonstruierte Geheimeingänge betreten werden kann. Ich meine, das genügt auch Neulingen, um sich in der Geschichte zurechtzufinden. Hier ist also Fall Nummer acht!

Alfred Hitchcock

Ein Hilferuf

»Hilfe!« Die Stimme, die da rief, klang seltsam schrill und gedämpft zugleich. »Hilfe! Hilfe!«

Immer, wenn wieder ein Schrei aus dem verfallenen alten Haus die Stille zerriß, lief es Peter Shaw eiskalt den Rücken hinunter. Doch dann gingen die Hilferufe in ein merkwürdiges Gurgeln über, das allmählich erstarb, und das war noch viel schlimmer.

Der große braunhaarige Junge kniete hinter dem dicken Stamm einer Palme und blickte über den gewundenen Kiesweg hinweg auf das Haus. Mit seinem Detektivkollegen Justus Jonas war er zu diesem Haus unterwegs gewesen, doch beim ersten Schrei hatten sie im Buschwerk Deckung gesucht.

Auf der anderen Seite des Weges kauerte Justus hinter einem Busch und spähte ebenfalls zum Haus hinüber. Beide horchten gespannt. Aber jetzt war es wieder ganz still um die alte Villa tief in dem verwilderten Garten, der sich zu einem kleinen Dschungel ausgewachsen hatte.

»Just!« flüsterte Peter. »War das ein Mann oder eine Frau?«

Justus schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht«, flüsterte er zurück.

»Vielleicht keins von beiden.«

»Keins von beiden?« Peter schluckte. Ein Kind war es auf keinen Fall gewesen, und wenn es weder Mann noch Frau war, so blieben nur Möglichkeiten, an die er gar nicht denken mochte.

Die beiden Jungen warteten. Die sommerliche Hitze brütete an diesem Tag schwer über Südkalifornien.

Wild wucherten ringsum Palmen, Sträucher und Blumen. Das war einmal ein herrlicher Garten gewesen, aber jahrelange Vernachlässigung hatte ihn in eine Wildnis verwandelt. Das Haus weiter innen war ebenso heruntergekommen.

Hier wohnte Malcolm Fentriss, Historiker und Schriftsteller; er war gut befreundet mit Alfred Hitchcock, dem berühmten Kriminalfilm- und Fernsehregisseur. Die beiden Jungen waren als Detektive hergekommen, um Mr. Fentriss ihre Hilfe bei der Suche nach einem

verschwundenen Papagei anzubieten. Mr. Hitchcock hatte ihnen erzählt, der Gelehrte vermisse seinen Papagei und es liege ihm alles daran, den Vogel wiederzubekommen.

Und da hatte sie hier dieser unerwartete Hilferuf empfangen. Jetzt kauerten die Jungen im Gebüsch und harrten des Kommenden.

»Mensch, Just!« sagte Peter leise. »wir ziehen los, um einen verschwundenen Papagei zu suchen. Und bevor wir noch im Haus sind, schreit jemand um Hilfe! Ich hoffe nur, daß das nicht schon wieder ein komplizierter Fall wird.«

»Im Gegenteil«, widersprach sein stämmiger Freund flüsternd, »es fängt doch recht aussichtsreich an. Nun scheint sich alles wieder beruhigt zu haben. Wir sollten mal zum Haus hingehen und nachschauen, was da los ist.«

»Zu diesem Haus zieht es mich aber gar nicht hin«, gestand Peter. »Es sieht aus, als hätte es lauter verschlossene Räume, die man besser nicht betritt.«

»Ein ausgezeichnete Vergleich«, fand Justus. »Denk dran, daß wir ihn an Bob weitergeben, wenn wir wieder in der Zentrale sind.«

Bob Andrews, der Dritte im Bunde, war für die Aktenführung verantwortlich und für besondere Ermittlungen zuständig.

Justus begann sich zum Haus hinzuschleichen. Kein Blatt regte sich, als er sich vorsichtig zwischen Büschen und Blütenstauden hindurchschlängelte. Auf der anderen Seite des Kiespfads hielt sich Peter auf gleicher Höhe. Sie waren noch etwa dreißig Meter vom Haus entfernt, als Peter einen seiner Fußknöchel festgehalten fühlte und zu Boden stürzte. Als er sich loszureißen versuchte, packte die unsichtbare Hand noch fester zu und zerrte heftig an seinem Bein. Flach auf dem Bauch hingestreckt, konnte Peter nicht sehen, wer oder was ihn da im Griff hatte.

»Just!« keuchte er. »Irgendwas hält mich fest!«

Trotz seiner gedrungenen Statur bewegte sich Justus recht flink. Noch vor Peters letztem Wort war er praktisch mit einem Satz über dem Weg und an Peters Seite.

»was ist das denn?« stöhnte Peter hilflos und äugte zu seinem Ge-

fährten hinauf. »Da zerrt was an mir. Ist es eine Boa constrictor? Hier in diesem Dschungel wäre das ja kein Wunder.«

In Justus rundes, aufgewecktes Gesicht war ein ungewohnt ernster Zug getreten.

»Es tut mir außerordentlich leid, Peter«, sagte er, »aber du bist einem außergewöhnlich bössartigen Exemplar der vitis vinifera in die Fänge geraten.«

»So tu doch was!« ächzte Peter. »Befrei mich von dieser vitis wasweißich!«

»Zum Glück habe ich mein Messer«, sagte Justus. »Ich werde mein Bestes tun.«

Er zog sein hochgeschätztes Schweizer Messer mit den acht Klingen hervor. Dann faßte er nach Peters Bein. Peter hörte, wie er mehrmals heftig das Messer irgendwo durchzog. Der Griff um seinen Knöchel lockerte sich. Sofort rollte sich Peter zur Seite und sprang auf die Füße.

Hinter ihm steckte Justus mit breitem Grinsen sein Messer wieder ein. Dicht über dem Boden federten die beiden kräftigen Enden einer mittendurchgehauenen Rebenranke auf und nieder.

»Du hattest dich mit dem Fuß in einer Ranke von wildem Wein verfangen«, erklärte Justus. »Je mehr du zerrtest, um freizukommen, um so kräftiger zog die Ranke zurück. Es war gewissermaßen ein fairer Kampf. Keiner der Beteiligten benutzte seinen Verstand. Die Rebe hat keinen, und bei dir hatte Panik die Vernunft ausgeschaltet.«

In diesem Stil redete Justus fast immer. Peter hatte sich mittlerweile daran gewöhnt.

»Ist ja gut«, meinte Peter kleinlaut. »Panik, das war's. Ich dachte wohl noch an den Hilferuf von vorhin.«

»Panik ist gefährlicher als die Gefahr an sich«, dozierte Justus. »Furcht beraubt den Menschen seiner Fähigkeit, vernünftige Entscheidungen zu treffen. Sie zerstört – zerstört . . . Ha!«

Bei Justus Anblick schien es Peter, als wise sein Freund eben die Symptome jener Furcht auf, von der er gerade gesprochen hatte.

Urplötzlich war er blaß geworden, seine Augen traten hervor, sein Mund stand offen. Er sah aus, als hätte er hinter Peters Rücken etwas erblickt.

»Du bist ein guter Schauspieler, Just«, sagte Peter. »So echt hat mir noch niemand das Fürchten vorgespielt. Aber was meinst du, sollten wir nicht jetzt –«

Da drehte er sich um und sah das, was auch Justus sah. Das Wort blieb ihm in der Kehle stecken.

Justs Entsetzen war nicht gespielt. Der sehr dicke Mann, der da mit einer großen altmodischen Pistole in der Hand ihnen gegenüberstand, würde jedermann Entsetzen eingejagt haben.

Der dicke Mann trug eine Brille, deren Gläser ihm große runde Glotzaugen wie die eines riesigen Fisches verliehen. Das Sonnenlicht spiegelte sich in den Gläsern, und das sah aus, als sprühten die Augen dahinter Blitze.

»So, ihr Burschen«, sagte der dicke Mann und hob die Pistole kurz an. »Ins Haus mit euch, dann werden wir ja sehen, was ihr im Schilde führt. Los, marsch!«

Mit widerwilligem Schritt und trockenem Mund schleppten sich Peter und Justus vor dem Mann über den Kiesweg zu dem düsteren, verfallenen alten Haus hin.

»Lauft mir ja nicht weg!« warnte sie der Dicke. »Ihr würdet es bereuen.«

»Nicht wegrennen, Peter«, flüsterte Justus. »Das wäre wirklich das Schlimmste. Wir wollen Mr. Fentriss doch überzeugen, daß wir in einer ganz legalen Angelegenheit hier sind.«

»Ich könnte gar nicht rennen«, flüsterte Peter zurück. »Mir zittern die Knie – es ist, als wenn ich eben erst laufen lernte.«

Ihre Schritte knirschten auf dem Kies. Unter den Tritten des schweren Mannes hinter ihnen klang das so unheimlich, daß Peter eine Gänsehaut bekam. Er war beinahe erleichtert, als sie auf der fliesenbelegten Terrasse ankamen und vor der mächtigen Eingangstür haltmachten.

»Los, aufmachen, ihr Früchtchen«, sagte der Dicke. »Geht schon

rein. Vergeßt nicht, daß mein Finger am Abzug ziemlich nervös ist. Dann nach rechts. In das Zimmer rein und hinsetzen, hinten an der Wand.«

Justus drehte am Türknauf. Die Tür gab nach und öffnete sich in einen dunklen Flur. Peter nahm allen Mut zusammen, und beide gingen hinein, wandten sich nach rechts und traten in einen großen Raum, der mit Büchern und Zeitungen und alten Möbeln vollgestopft war. An der Wand gegenüber der Tür standen ein paar riesige Ledersessel.

Sie durchquerten das Zimmer und setzten sich hin.

Der dicke Mann betrachtete sich die beiden Jungen mit Genugtuung. Er pustete in die Mündung seiner Pistole, als wolle er ein Stäubchen entfernen, das der nächsten Kugel im Weg sein könnte.

»So«, sagte er, »und jetzt darf ich wohl erfahren, was ihr Nichtsnutziges im Sinn hattet, als ihr euch wie die Diebe durch meinen Garten zu meinem Haus geschlichen habt.«

»Wir wollten Ihnen einen Besuch abstatten, Mr. Fentriss«, sagte Justus. »Wir sind nämlich –«

Aber der dicke Mann ließ ihn nicht ausreden. Er legte einen Finger an die Nase und sah die Jungen mißtrauisch an.

»So, so – einen Besuch?« wiederholte er. »Und dazu schleicht man sich von Baum zu Baum wie Indianer auf dem Kriegspfad? Oder wie Diebe? Oder Meuchelmörder?«

»Wir hörten jemand um Hilfe schreien«, platzte Peter heraus. »Und da duckten wir uns hinter die Bäume, damit wir beobachten konnten, was da vor sich geht.«

»Aha.« Der Dicke verzog den Mund, »Ihr wollt also was gehört haben. Wirklich einen Hilferuf?«

»Es war so, Mr. Fentriss«, erklärte Justus, »wir wurden nämlich von Alfred Hitchcock hergeschickt. Er sagte, Sie vermißten Ihren Papagei, und die Polizei wollte Ihnen nicht bei der Suche helfen. Wir sind Detektive, und wir waren auf dem Weg zu Ihnen, um Sie bei der Wiederbeschaffung Ihres gefiederten Hausgenossen zu unterstützen.«

Er griff in seine Tasche und zog eine der Geschäftskarten der drei Detektive heraus, auf der zu lesen stand:

Die drei Detektive
Wir übernehmen jeden Fall
???

Erster Detektiv:	Justus Jonas
Zweiter Detektiv:	Peter Shaw
Recherchen und Archiv:	Bob Andrews

»Ich bin Justus Jonas«, stellte sich Justus vor. »Das ist mein Kollege Peter Shaw.«

»Oh!« Der dicke Mann nahm die Karte entgegen und betrachtete sie eingehend. »Detektive also? Und die Fragezeichen? Bezweifelt ihr etwa eure eigenen Fähigkeiten?«

Auf diese Frage hatte Peter gewartet. Fast jeder erkundigte sich nach den Fragezeichen, einem echten Geistesblitz von Justus. Um Interesse zu wecken, waren sie großartig.

»Das Fragezeichen«, erwiderte Justus, »ist ein Symbol für das Unbekannte, für unbeantwortete Fragen, ungelöste Rätsel. Unsere Aufgabe ist es, Fragen zu beantworten, Rätsel zu lösen und Geheimnisse jeglicher Art zu lüften, die uns begegnen. Daher sind die drei Fragezeichen das Markenzeichen unserer Detektivfirma.«

»Schon gut, ich verstehe«, sagte Mr. Fentriss und schob die Karte ein. »Ihr seid also hier, um das Geheimnis um meinen verschwundenen Papagei zu lüften. So, so.«

Er lächelte ihnen zu. Es tat Peter richtig gut. Doch bei den nächsten Worten des Mannes sank sein Mut tiefer als je zuvor.

»Wäre schön, wenn ich das glauben könnte. Ihr seid ja hoffnungsvolle Knaben. Daheim wird man euch sicher vermissen«, sagte der dicke Mann.

Bedachtsam nahm er eine Zigarre aus seiner Tasche und klemmte sie sich zwischen die Zähne. Dann legte er die Pistole auf die Jungen an und drückte ab.

Es klickte laut. An der Mündung der Waffe erschien ein helles blaues Flämmchen. Mr. Fentriss hielt es an seine Zigarre und machte einen kräftigen Zug, um sie zu entzünden. Dann pustete er die Flamme aus und legte die Pistole auf einen Tisch.

Herrje, dachte Peter, ein Zigarrenanzünder! Sein Blut, das für einen Augenblick des Schreckens aus seinem Körper gewichen schien, strömte in seine Adern zurück und pulsierte wieder.

»Gratuliere, ihr beiden!« sagte Mr. Fentriss leutselig. »Ihr habt die Feuerprobe glänzend bestanden. Trotz meiner Einschüchterungsversuche habt ihr euch wacker gehalten. Kommt, gebt mir die Hand!«

Er trat zu den Jungen und schüttelte jedem die Hand. Seine wohlgepolsterten Finger konnten eisern zupacken. Er lachte leise, als er den beiden von ihren Sitzen aufhalf.

»Ich bin stolz auf euch«, erklärte er. »Manch einem erwachsenen Mann wäre bei einem so furchteinflößenden Auftritt das Zittern angekommen. Ich muß meinen Freund Alfred Hitchcock anrufen und ihm sagen, daß ihr Burschen nicht einfach kleine Jungen beim Detektivspielen seid, sondern eure selbstgewählte Aufgabe ernst nehmt.«

»Das heißt –«, warf Justus ein (und nur Peter merkte, daß er sich ein klein wenig anstrengen mußte, um mit der gewohnten Gelassenheit zu sprechen), »das heißt also, daß Mr. Hitchcock Ihnen unseren Besuch telefonisch angekündigt und Sie gebeten hat, uns einer Nervenprobe zu unterziehen?«

»Richtig, mein Junge!« Mr. Fentriss rieb sich die Hände. »Er bat mich, euch mit einer kleinen Überraschung zu empfangen und euch auf den Zahn zu fühlen. Aber ihr habt euch wirklich als außerordentlich mutig erwiesen. Es tut mir nur leid, daß ich euch keinen Fall für detektivische Ermittlungen bieten kann.«

»Ja«, meinte Peter, »dann ist Ihr Papagei gar nicht verschwunden? Aber Mr. Hitchcock sagte doch, Sie nähmen es sich so schrecklich zu Herzen!«

»Oh, er war ja verschwunden, gewiß«, gab Mr. Fentriss zur Ant-

wort. »Und ich war in der Tat untröstlich. Aber jetzt ist er wieder da. Gerade heute früh kam er zum Fenster hereingeflogen, das ich für ihn offengehalten hatte. Der gute Lucky, was habe ich mich um ihn geängstigt!«

»Lucky?« fragte Justus. »Heißt so der Papagei?«

»Ja, sicher. Lucky, von Lucullus, wie der römische Feldherr und berühmte Schlemmer.«

»Aber der Hilferuf?« fragte Peter. »Der kam doch aus dem Haus hier, und – na ja –«

»Das hat euren Verdacht erregt. Natürlich!« verkündete Mr. Fentriss dröhnend. »Aber das war nur Lucky. Der unartige Bursche ist nicht nur Feldherr, sondern auch Komödiant. Ich brachte ihm bei, zu spielen, er sei ein Sklave im Kerker – nämlich hinter seinen Gitterstäben –, und da vertreibt er sich manchmal die Zeit ganz unfeldherrenmäßig mit Hilfescreien.«

»Dürften wir Lucky mal sehen?« fragte Justus. »Er muß ein sehr talentierter Vogel sein.«

»Es tut mir leid, aber –« Mr. Fentriss' Gesicht verdüsterte sich. »Lucky führte einen solchen Spektakel auf, kurz bevor ihr kamt, daß ich seinen Käfig zudeckte. Dann beruhigt er sich nämlich wieder. Wenn ich das Tuch jetzt wegnähme, ginge es prompt von vorne los.«

»Na, dann glaube ich, hier gibt es nichts mehr zu ermitteln«, meinte Justus, vernehmlich enttäuscht. »Dann gehen wir jetzt, Mr. Fentriss. Auf alle Fälle freut es mich, daß Ihr Papagei wieder da ist.«

»Danke dir, mein Junge«, sagte der beleibte Mann. »Und eure Karte will ich behalten. Wenn ich einmal Ermittlungen zu einem ungelösten Fall brauchen sollte, werde ich die drei Detektive verständigen.«

Er geleitete die Jungen zur Tür. Peter und Justus schritten den Pfad hinunter, der sich durch den verwilderten Garten wand.

»Ich bin enttäuscht«, sagte Justus. »Es war so vielversprechend. Ein einsames Haus – ein Hilferuf – ein nicht sehr vertrauenerweckender dicker Mann . . . Ich hegte bereits hochfliegende Hoffnungen.«

»Diesen Ausführungen kann sich der Zweite Detektiv nicht vorbehaltlos anschließen«, meinte Peter. »Mich persönlich stellt die Suche nach einem entflohenen Vogel völlig zufrieden. Mich gelüstet es nicht nach Hilferufen und unheimlichen dicken Männern. Zu solch anspruchsvollen Aufgaben arbeiten wir uns lieber nach und nach vor.«

»Vielleicht hast du recht«, sagte Justus, aber es hörte sich nicht an, als sei das seine Überzeugung.

Schweigend setzten sie ihren Weg zur Straße fort. Diese verlief in Windungen durch einen ziemlich alten und verwahrlosten Teil Hollywoods, wo die stattlichen alten Häuser auf den weitläufigen Grundstücken allmählich verfielen, weil den Eigentümern die Mittel zur Instandhaltung fehlten.

Am Randstein parkte ein Rolls-Royce mit vergoldeten Beschlägen – der vornehme Mietwagen mit Chauffeur, dessen Annehmlichkeiten Justus als Preisträger eines Ratewettbewerbs schätzen gelernt hatte und den er sich dank der Großzügigkeit eines ehemaligen Klienten der drei ??? bei Bedarf zu Freifahrten bestellen durfte.

»Ich meine, wir sollten nach Hause fahren, Morton«, sagte Justus, als er sich mit Peter hinten in die antike Luxuskutsche setzte. »Der Papagei ist von allein wieder zurückgekommen.«

»Sehr wohl, die Herrschaften«, erwiderte Morton mit seinem untadeligen britischen Akzent.

Er startete den Motor und wollte den Wagen wenden. Justus schaute inzwischen nachdenklich aus dem Fenster zu Mr. Fentriss' Garten hinüber. Palmen und blühende Sträucher entzogen das Haus dem Blick.

»Peter«, sagte er unvermittelt, »schau mal aufmerksam da rüber. Irgendwas stimmt da nicht, aber ich komme noch nicht dahinter.«

»Da rüber?« fragte Peter. »Meinst du den Garten?«

»Das ganze Grundstück. Ich spüre ganz deutlich, daß da was nicht in Ordnung ist, aber der Ursprung entzieht sich meiner Kenntnis.«

»Du meinst, irgendwas paßt nicht ins Gesamtbild, und du kriegst nicht raus, was es ist?«

Justus nickte und knetete seine Unterlippe zwischen den Fingern, das bekannte Zeichen dafür, daß sein Denkapparat auf Hochtouren lief.

Peter ließ seinen Blick über das Anwesen schweifen. Er sah nichts Verdächtiges; allenfalls bemerkte er, daß ein Gärtner einen Monat lang Tag und Nacht vollauf beschäftigt wäre, um hier Ordnung zu schaffen. Auf der Einfahrt zum Haus lagen eine Menge heruntergefallener Palmzweige.

Dort war nur eine frische Wagenspur festzustellen, und viele Palmblätter waren zerquetscht worden, aber das war ja nichts Besonderes.

»Ich merke nichts«, erklärte er. Doch Justus hörte offenbar nicht zu. Als sie jetzt wegfuhr, blickte er starr zum Rückfenster hinaus und bearbeitete seine Unterlippe in angestrengtem Grübeln.

Sie waren fast zehn Querstraßen weiter, als Justus plötzlich herumfuhr.

»Morton!« rief er aufgeregt. »Wir müssen zurück. Schnell!«

»Sehr wohl, die Herren.« Geschickt wendete der Chauffeur den großen Wagen. »Ganz nach Wunsch.«

»Na hör mal, Just!« erhob Peter Einspruch. »Was ist denn in dich gefahren? Warum kehren wir um?«

»Weil ich jetzt weiß, was da nicht stimmte«, erwiderte Justus, und sein rundes Gesicht war vor Erregung gerötet. »Zu Mr. Fentriss' Haus führt keine Telefonleitung.« *

»Kein Telefon?« Peter versuchte herauszufinden, worauf sein Partner hinauswollte.

»Stromleitungen sind da, aber keine Telefondrähte«, erklärte Justus.

»Und Mr. Fentriss behauptete doch ausdrücklich, Mr. Hitchcock hätte ihm unseren Besuch per Telefon angekündigt. Das war also gelogen. Und wenn das gelogen war, dann hat er uns im übrigen bestimmt auch beschwindelt.«

* In Amerika sind die Telefonleitungen nicht wie in Deutschland unterirdisch, sondern überirdisch verlegt.

»Alles gelogen?« Peter schüttelte den Kopf: »Aber wieso das?«
»Weil er gar nicht Mr. Fentriss ist!« sagte Justus. »Er ist ein Betrüger. Und den echten Mr. Fentriss hörten wir um Hilfe schreien!«

Ein Papagei spricht Latein

Der große Rolls-Royce glitt zügig die kurvenreiche Straße entlang. Als sie über neun Querstraßen zurückgefahren waren, sahen Peter und Justus vor sich einen kleinen schwarzen Sportwagen aus einer Ausfahrt kommen und auf sie zusteuern. Er beschleunigte rasch und schoß an ihnen vorüber. Ganz kurz sahen sie die Gestalt des Mannes hinter dem Lenkrad.

Der Fahrer war ein sehr dicker Mann mit starken Brillengläsern. Sein Gesicht konnten sie nicht genau erkennen, weil er es abgewandt hatte.

»Das war Mr. Fentriss!« schrie Peter.

»Nein, eben nicht. Es war der Mann, der sich als Mr. Fentriss ausgibt«, stellte Justus richtig. »Der darf uns nicht entwischen, Morton! Folgen Sie ihm, damit wir sehen, wo er hinfährt.«

»Wie die Herrschaften wünschen«, sagte der Chauffeur und trat auf die Bremse. Dann setzte er zum Wenden an. Peter sah zweifelnd hinter dem ihrem Blick rasch entschwindenden Sportwagen her.

»Was nützt es uns, wenn wir ihn einholen?« fragte er. »Beweisen können wir ihm gar nichts. Und außerdem braucht vielleicht der richtige Mr. Fentriss unsere Hilfe.«

Justus zögerte, hin- und hergerissen zwischen dem Impuls, den flüchtenden Betrüger zu jagen, und dem Wunsch, einem Menschen in Not zu Hilfe zu eilen. Dann nickte er.

»Du hast recht«, sagte er. »Erst müssen wir herausfinden, ob Mr. Fentriss etwas zugestoßen ist. Weiter bitte, zum Haus von Mr. Fentriss«, wies er Morton an.

Also fuhr der Chauffeur weiter die Straße entlang, bis sie Mr. Fentriss' Einfahrt erreichten, aus welcher der Sportwagen gekommen

war. Hier bog Morton ab und lenkte den Rolls-Royce vorsichtig in die enge Zufahrt ein, vorbei an Palmen und Sträuchern, deren Zweige den Boden streiften. Schließlich waren sie am hinteren Teil des alten Hauses angelangt, wo Peter und Justus vor kurzem gewesen waren.

»Peter«, sagte Justus bedächtig. »Sag mal – der flotte Wagen, der uns da entgegenkam –, ist dir daran irgendwas aufgefallen?«

»Es war ein zweitüriges Sportcoupé, Marke Ranger, ein sehr guter Wagen aus England«, sagte Peter. »Neuestes Baujahr. Nach dem Nummernschild war er hier aus der Gegend. Die Nummer habe ich nicht mehr mitbekommen, ich weiß nur, daß sie auf dreizehn endet.«

»Haben Sie sich die Nummer gemerkt, Morton?« erkundigte sich Justus.

»Tut mir leid junger Mann«, antwortete der Chauffeur. »Ich mußte auf die Straße achten und konnte mir den Wagen überhaupt nicht genau ansehen. Daß es ein Ranger war, habe ich allerdings bemerkt. Rote Lederpolster hatte er übrigens.«

»Na, da wissen wir immerhin etwas. Später befassen wir uns dann wieder damit, den dicken Mann und sein Auto zu finden«, meinte Justus, während er aus dem Wagen kletterte. »Aber jetzt wollen wir sehen, ob der echte Mr. Fentriss da drinnen ist.«

Peter kam hinderein und fragte sich, wie wohl Justus aus Millionen Autos in Südkalifornien einen bestimmten Wagen herausfinden wollte. Doch irgendwie ahnte er, daß es Justus schaffen würde.

Dann blieben Peter und sein stämmiger Freund plötzlich stehen. Aus dem düsteren alten Haus drang wieder ein Hilferuf.

»Hilfe.« Die Stimme klang geschwächt und wie erstickt. »Bitte – ist da jemand? Helft mir doch. Jemand muß mir helfen – schnell, sonst –«

Hier versagte die Stimme ganz.

»Das hört sich an, als ob jemand stirbt!« rief Peter entsetzt. »Los, komm!«

Mit seinen langen Beinen lief er voran zur Hintertür. Sie stand einen Spalt offen, als hätte es der dicke Mann eilig gehabt, hier wegzuz-

kommen. Sie traten ein und blinzelten, bis sich die Augen an das Dämmerlicht gewöhnt hatten.

Lauschend verharrten sie einen Augenblick. Kein Laut unterbrach die Stille, nur eine alte Planke ächzte leise unter ihren Füßen.

»Dort drin waren wir schon«, sagte Justus und wies zu der großen Diele hinüber. »Schauen wir lieber in den vorderen Räumen nach.«

Sie durchquerten die Diele und öffneten die Tür zu ihrer Rechten. Sie führte in ein großes, altmodisch eingerichtetes Wohnzimmer mit einem breiten, tiefen Erkerfenster.

»Wer ist – da?«

Das war ein ganz schwacher Laut, und er schien aus einer großen Topfpflanze in dem Erker zu kommen. Eine tiefrote Blüte bewegte sich nickend, und Peter hatte die sonderbare Empfindung, als hätte die Blüte gesprochen.

»Ist – jemand da?« kam es von der Blüte her. Dann sah Peter eine Gestalt hinter dem Topf, in dem die Pflanze stand, zusammengekauert und fast ganz hinter den herabhängenden großen Blättern verborgen.

»Dort drüben!« rief Peter. Ein paar Schritte, und er kniete bei einem völlig verstörten, ziemlich mageren Mann, der mit gefesselten Händen und Füßen auf der Seite lag. Zwischen seinen Kiefern war ein Tuch brutal zum Knebel geknotet.

»Alles in Ordnung, Mr. Fentriss«, sagte Peter. »Gleich sind Sie frei.«

Die Fesseln erwiesen sich als ziemlich locker und waren bald gelöst. Von dem Knebel hatte sich Mr. Fentriss selbst schon fast befreit. Auf Peter und Justus gestützt, wankte er zu einem lederbezogenen Sofa und streckte sich darauf aus.

»Seid bedankt, ihr beiden«, flüsterte er. »Gleich bin ich wieder bei Kräften.«

Justus holte sich mit ernstem Gesicht einen Stuhl und setzte sich.

»Mr. Fentriss«, sagte er, »ich finde, wir sollten die Polizei rufen.«

Der Mann erschrak sichtlich. »Nein, nein!« wehrte er ab. »Und es geht auch gar nicht. Ich habe kein Telefon.«

»Wir können vom Wagen aus anrufen, Sir. Wir haben Autotelefon.«
»Nein«, widersprach Mr. Fentriss hartnäckig. »Aber –« Er drehte sich zur Seite und stützte sich auf einen Ellbogen, um sich den Ersten Detektiv genau zu betrachten. »Wer seid ihr? Wie kommt ihr gerade jetzt hierher?«

Justus reichte ihm eine der Karten der drei ??? und erklärte, wie Alfred Hitchcock sie hergeschickt hatte.

»Das war sehr nett von Alfred«, meinte Mr. Fentriss.

»Sind Sie ganz sicher, daß wir nicht die Polizei holen sollen?« fragte Justus. »Die drei Detektive stehen Ihnen natürlich zur Verfügung, wenn es darum geht, Ihren Papagei wiederzufinden. Doch man hat Sie überfallen und gefesselt und –«

»Nein!« entgegnete Mr. Fentriss. »Es würde mich sehr freuen, wenn ihr Jungen den Fall für mich übernehmen könntet. Ich glaube, euch kann ich trauen. Bei der Polizei war ich schon. Erst sagten sie, mein Papagei sei wahrscheinlich fortgeflogen. Dann, als ich nicht locker ließ, gaben sie mir zu verstehen, daß ich als Schriftsteller, der den Zenit seines Erfolges überschritten hat, wohl auf diese Art auf mich aufmerksam machen wolle.«

»Ich verstehe, Sir«, sagte Justus. »Und da könnten sie jetzt den Eindruck haben, dies hier sei ein neuer Versuch, Schlagzeilen zu machen.«

»Ja, mein Junge.« Mr. Fentriss lehnte sich wieder zurück. »Also – keine Polizei. Das müßt ihr mir versprechen.«

Sie versprachen es, und Justus erkundigte sich in allen Einzelheiten nach dem verschwundenen Papagei.

»Ich hänge sehr an Lucky«, sagte der Mann. »Sein voller Name ist Lucullus – Lucius Licinius Lucullus. Wer das war, wißt ihr vielleicht.«

»Natürlich, Sir«, erwiderte Justus. »Ein berühmter Feldherr im alten Rom, mit einer besonderen Vorliebe für üppige Gastmähler. Lukullische Genüsse, so sagt man heute noch.«

»Ein so sympathischer Römer, dieser Lucullus – Kämpfer und Genießer in einer Person«, sagte Mr. Fentriss bewegt. »Auch ich

war nie ein Feigling und auch nie ein Kostverächter, doch heute habe ich das Rheuma, und mein Arzt hat mir strengste Diät verordnet.« Er hob mühsam den Kopf und blickte an seiner mageren Gestalt herunter. »Über Lucius Licinius Lucullus, 117 bis 57 vor Christi Geburt, habe ich vor zehn Jahren ein historisches Schauspiel verfaßt«, sagte er dann. »Es wurde von der Kritik damals recht gut aufgenommen. Ich war deshalb entzückt, als mir ein Papagei angeboten wurde, der Lucullus heißt und Latein spricht.«

»Ihr Papagei kann Latein?« fragte Peter. »Da muß er ein besonders gelehriger Vogel gewesen sein.«

»Das war er zweifellos. Und ein seltsamer Vogel dazu. Er sagte so schön seinen Namen: ›Lucius et Licinius et Lucullus‹. Und dann kam noch: ›Kopf oder Zahl? Errare humanum est.‹ Alles mit einwandfreier Aussprache. Höchst sonderbar, wie?«

Justus' Augen leuchteten; er hatte Feuer gefangen.

»Hast du das gehört, Peter?« fragte er. »Ein Papagei, der Latein spricht. ›Errare humanum est‹ – irren ist menschlich. Und was das wohl bedeuten mag, dieses ›Kopf oder Zahl?‹ . . . Ich habe das Gefühl, daß sich dies zu einem recht ungewöhnlichen Fall entwickeln wird.«

Peter hatte auch ein Gefühl – das dumpfe Gefühl, daß Justus recht hatte.

Während Mr. Fentriss seine Kräfte sammelte, fragte ihn Justus nach weiteren Einzelheiten. Der Schriftsteller hatte den Papagei erst seit etwa drei Wochen besessen. Er hatte ihn von einem Hausierer gekauft, von einem kleinen Mann mit starkem spanischem Akzent, der auf einem mexikanischen Eselskarren vors Haus gefahren kam.

»Wir müssen über alles im Bilde sein, Sir«, sagte Justus. »Wie kam dieser Hausierer gerade zu Ihnen?«

»Oh, den schickte Miss Irma Waggoner zu mir«, berichtete Mr. Fentriss. »Sie wohnt nicht weit von hier. Sie hat ihm einen Papagei abgekauft, und als sie hörte, daß Lucky eigentlich Lucullus heißt und Latein zitieren kann, nahm sie an, das würde mich interessieren.«

»Aha.« Justus knetete seine Unterlippe. »Ging dieser Mann schon immer mit Papageien hausieren?«

»Oh, das weiß ich wirklich nicht.« Mr. Fentriss zwinkerte verdutzt.

»Als ich ihn sah, hatte er eben zwei Käfige auf seinem Karren. In dem einen saß Lucky. In dem anderen hockte ein sonderbarer dunkler Vogel, der recht ungepflegt aussah und den der Mann als schwarzen Papagei von seltener Art ausgab. Das nahm ich ihm jedoch nicht ab. Er sagte noch, den wolle niemand kaufen, weil er so rüdig ausschaue.«

»Hat Ihnen der Mann seinen Namen genannt, oder stand sein Name vielleicht auf seinem Wagen?«

»Nein.« Der Gelehrte schüttelte den Kopf. »Seine Kleider waren zerlumpt, und er hatte einen schlimmen Husten, und es lag ihm offenbar viel daran, den Papagei zu verkaufen. Ich habe nur fünfzehn Dollar für ihn bezahlt. Es hatte ihn nämlich niemand haben wollen, weil er so unverständlich daherredete.«

»Und der Wagen war ein einfacher zweirädriger Eselskarren?« erkundigte sich Justus.

»Genau«, bestätigte Mr. Fentriss. »Hätte dringend neu gestrichen werden müssen. Ein kleiner Esel war vorgespannt, den er Pablo nannte, aber mehr kann ich euch dazu nicht sagen.«

»Meinst du, er hatte die Papageien gestohlen?« fragte Peter.

»Ich bezweifle, daß er die Vögel dann auf offener Straße zum Verkauf angeboten hätte«, sagte Justus nachdenklich. »Sicher ist jedoch, daß er Lucky nicht von Anfang an besessen und ihm nicht das Sprechen beigebracht hat.«

»Woher willst du das wissen?«

»Ganz einfach – Mr. Fentriss sagte, Lucky habe alle Worte einwandfrei ausgesprochen. Und der Mexikaner, der ihn verkaufte, sprach mit starkem Akzent.«

»Ja, richtig.« Peter verzieh es sich nur schwer, daß ihm das entgangen war.

»Und jetzt, Mr. Fentriss«, sagte Justus zu dem Mann, »erzählen Sie mir bitte alles darüber, wie der Papagei verschwunden ist.«

»Das war so, mein Junge«, erwiderte Mr. Fentriss. »Vor vielleicht drei Tagen machte ich einen Abendspaziergang. Die Tür ließ ich unverschlossen und das Fenster offen. Als ich zurückkam, war Lucky weg. In meiner Einfahrt waren Reifenspuren, und ich selbst habe keinen Wagen. Für mich war es klar, daß während meiner Abwesenheit jemand hergefahren kam, ins Haus eingedrungen war und Lucky gestohlen hatte. Und da behauptet die Polizei, er sei fortgeflogen!« grollte der Gelehrte voll Verachtung. »Habt ihr je von einem Papagei gehört, der mitsamt seinem Käfig fortgeflogen ist?«

»Nein, Sir«, gab Justus zu. »Da wir nun die Hintergründe kennen, erzählen Sie uns bitte noch so ausführlich wie möglich, was heute passiert ist. Also alles über den dicken Mann und was er wollte und wieso er Sie gefesselt hat.«

»Dieser Schurke!« erregte sich Mr. Fentriss. »Erst behauptete er, sein Name sei Claudius, und er sei von der Polizei. Man habe ihn geschickt, um mir bei der Suche nach meinem verschwundenen Papagei zu helfen. Er stellte mir ungefähr die gleichen Fragen wie ihr, und ich beantwortete sie genauso. Dann fragte er mich, ob ich in der Nachbarschaft jemanden kenne, der dem mexikanischen Hausierer auch einen Papagei abgekauft hatte, und ich nannte ihm Miss Waggoner. Anscheinend interessierte ihn das sehr. Als nächstes wollte er wissen, was mein Papagei sagte, wenn er sprach, und da wies ich ihn darauf hin, daß ich das der Polizei bereits mitgeteilt hatte. Dadurch geriet er sichtlich in Verwirrung, meinte aber, er müsse es nochmals überprüfen, und da erzählte ich ihm, daß Lucky immer sagte: ›Lucius et Licinius et Lucullus. Errare humanum est.‹ Da wurde er ganz aufgeregt und notierte sich die Worte sorgfältig.«

»Entschuldigen Sie, Mr. Fentriss«, warf Peter ein. »Daß Lucky noch etwas sagte, das mit Kopf und Zahl, haben Sie ihm verschwiegen?«

»Ja.« Der Schriftsteller fuhr sich mit der Hand über die Stirn. »Ich habe nie gewußt, was das sollte. Sicherlich hatte es der Papagei

einmal irgendwo aufgeschnappt. Ich sah da keinen Zusammenhang.«

Der Erste Detektiv glaubte nicht an einen Zufall. Er witterte ein Geheimnis.

»Kopf oder Zahl« – das sagte doch niemand so dahin wie eine alltägliche, oft wiederholte Redensart, die sich ein Papagei mit der Zeit aneignen mochte.

»Na, auf jeden Fall interessierte sich dieser Claudius sehr eingehend für den Wortschatz des Vogels«, bemerkte Justus. »Können Sie uns sonst nichts mehr berichten?«

»Nein, ich glaube nicht.« Der Gelehrte schüttelte den Kopf. »Oh, doch, noch etwas Sonderbares. Dieser Mann, Mr. Claudius, fragte mich, ob der Hausierer noch andere Papageien zu verkaufen hatte. Ich erzählte ihm von dem dunklen Vogel, der krank aussah, und da geriet er völlig aus dem Häuschen. ›Das muß Blackbeard sein«, sagte er laut. ›Ja, das ist ganz bestimmt Blackbeard.‹ Und da schöpfte ich wirklich Verdacht. Mir wurde klar, daß dieser Claudius keineswegs von der Polizei war.«

»Verzeihung, Mr. Fentriss.« Justus sah auf die Notizen nieder, die er sich gemacht hatte. »Ich vergaß zu fragen, wie Ihr Papagei eigentlich aussieht«, sagte er. »Zu welcher Art er gehört. Da gibt es nämlich eine Menge Spielarten.«

»Von solchen Dingen verstehe ich nichts«, sagte Mr. Fentriss. »Jedenfalls waren Kopf und Brust bei Lucky von schöner gelber Färbung.«

»Und dann, Mr. Fentriss, was passierte dann, als der dicke Mr. Claudius merkte, daß Sie mißtrauisch gegen ihn geworden waren?«

»Na, ich sagte es ihm auf den Kopf zu!« erklärte der Gelehrte entrüstet. Er richtete sich zu seiner vollen Größe auf. Wie ein Schauspieler auf der Bühne machte er eine weit ausholende Geste. »Sie sind gar nicht von der Polizei!« zitierte er mit tiefer, unheilverkündender Stimme. »Ich glaube gar, Sie sind der unverschämte Kerl, der meinen Lucky gestohlen hat. Geben Sie ihn mir sofort zurück, oder es wird ihnen übel bekommen. Das sagte ich zu ihm.«

»Und dann?« fragte Justus.

»Und dann«, fuhr Mr. Fentriss fort, »hörten wir draußen ein Geräusch. Claudius stürzte ans Fenster. Anscheinend sah er euch gerade den Weg zum Haus heraufkommen, und er dachte wohl, die Polizei käme gleich mit. Da warf er sich plötzlich auf mich. Ich schrie um Hilfe, aber er fesselte und knebelte mich und stürzte hinaus. Danach lag ich hier, bis ihr mich erlöst habt. Ich verstehe das alles nicht«, sagte er. »Aber Lucky möchte ich sehr gern zurückhaben. Meint ihr, ihr könnt ihn für mich finden?«

»Die drei Detektive«, verkündete Justus, »werden ihr Bestes tun.«



Ich hege den Verdacht, Justus will nicht nur den Aufenthalt des verschwundenen Papageis, sondern noch anderes ergründen. Ob dies wohl mit der sonderbaren Rede des so gebildet sprechenden Vogels zusammenhängt? Errare humanum est – gewiß, aber ein rechter Detektiv riskiert es zu irren und setzt seinen Ehrgeiz darein, danach die Wahrheit ans Licht zu bringen!

Da nichts weiter in Erfahrung zu bringen war, verabschiedeten sich die Jungen und gingen zum Wagen zurück. Morton polierte am Lack herum, hielt jedoch inne, als Peter und Justus auftauchten.

»Nach Hause, die Herrschaften?« fragte er, als die beiden in das große Auto kletterten.

»Würde ich auch sagen«, bemerkte Justus. Als sie wieder auf der langen, kurvenreichen Zufahrt zur Hauptstraße waren, wandte er sich an Peter.

»Ich halte es für fast sicher«, sagte er, »daß dieser Claudius Lucky gestohlen hat. Er kam nur noch mal zurück, weil er noch mehr in Erfahrung bringen wollte. Unsere nächste Aufgabe ist also, Claudius zu finden.«

»Ich bin nicht sehr dafür«, entgegnete Peter. »Er sah wie einer

aus, der mit einer echten Pistole genauso leicht abdrückt wie mit diesem Feuerzeug. Und wie willst du ihn ohne jeden Anhaltspunkt überhaupt finden?«

»Diesem Problem muß ich mich noch widmen«, sagte Justus. »Irgendwie muß es möglich sein – Morton, aufpassen!«

Seine Warnung war überflüssig. Der Chauffeur hatte den großen grauen Wagen schon gesehen, der von der Hauptstraße abgelenkt war und geradewegs auf sie zuraste. Er riß das Lenkrad herum. Der Rolls-Royce pflügte eine Bahn in eine verwilderte Blumenrabatte, während der entgegenkommende Wagen nach einer Vollbremsung quietschend und schleudernd zum Stehen kam. Gerade noch hatte der Fahrer, ein kleiner Mann mit stechenden Augen, einen Zusammenstoß vermeiden können.

Schneewittchen ist verschwunden

Die beiden Autos standen sich gegenüber, die Stoßstange des grauen Wagens kaum zollbreit vom glänzenden Lack des edlen alten Rolls-Royce entfernt. Morton entstieg ihm behende, aber würdevoll und baute sich vor dem kleinen Mann mit dem stechenden Blick auf, der aus dem anderen Wagen herausgeschossen kam.

»Warum können Sie nicht aufpassen, Sie Riesenroß?« schrie der Kleine Morton an. Da richtete sich Morton zu seiner vollen Höhe von einem Meter neunzig auf.

»Guter Mann«, sagte er, »ich kam mit durchaus gemäßigttem Tempo vom Haus her. Sie sind rücksichtslos hier hereingerast. Wenn Sie diesen Wagen beschädigt hätten, so wäre Sie das teuer zu stehen gekommen.«

Morton ließ keinen Zweifel darüber, daß er jedes Wort ernst meinte, und der kleinere Mann mit seinem neuen, betont modischen Anzug trat einen Schritt zurück.

»Nehmen Sie sich in acht!« knurrte er. »Von einem Bediensteten lasse ich mir nichts gefallen.«

»Nennen Sie mich nicht noch einmal so«, entgegnete Morton.
»Sonst muß ich Ihnen eine Lektion erteilen.«

Er hob die Hände, als wolle er den Kleineren beim Kragen packen und durchschütteln. Der andere fuhr hastig mit einer Hand unter seinen Jackenaufschlag. Da öffnete sich die hintere Tür des Wagens, und ein kräftiger Mann mit kantigem Gesicht stieg aus. »Adams!« gebot er. »Steig wieder ein.«

Seine Stimme war scharf und befehlend, sein Blick kalt und brutal. Der Fahrer zögerte, stieg dann aber mit finsterem Gesicht wieder in den Wagen, aus dem ein dritter Mann, offenbar groß und schlank, mit schmalen schwarzem Schnurrbart und in eleganter Kleidung, alle beobachtete. Der Kräftige, der ausgestiegen war, kam auf Morton zu.

»Es tut mir leid«, sagte er zu Morton, »daß unser Fahrer so unachtsam war. Ein Glück, daß der feine Wagen nichts abbekommen hat. Ich hätte es mir nie verzeihen können, wenn ich eine solche Prachtkutsche zerbeult hätte. Dürfte ich nun mit dem Eigentümer sprechen?«

Bis hierher waren die Ereignisse zu schnell aufeinander gefolgt, als daß Justus und Peter etwas hätten unternehmen können. Doch nun stieg Justus aus dem Rolls-Royce.

»Sie wollten mich sprechen?« fragte er.

Der Mann sah verdutzt drein. »Dir – hm – Ihnen gehört dieser Rolls-Royce?«

»Zur Zeit ja«, flunkerte Justus. Dank der Bühnenerfahrung seiner Kinderjahre konnte er in fast jeder Situation Ruhe bewahren.

»Vielleicht steige ich später auf ein anderes Modell um.«

»Aha.« Der Mann zögerte. »Darf ich fragen – sind Sie ein Freund von Mr. Fentriss? Ihm wollten wir soeben einen Besuch machen.«

»Ich denke doch, daß wir uns Freunde nennen können«, sagte Justus, und Peter als stummer Zuschauer mußte die lässige Art seines Detektivkollegen bewundern. Jedenfalls wußte Just, wie man mit Erwachsenen reden mußte, wenn es darauf ankam. »Wir kommen gerade von ihm.«

»Dann können Sie mir vielleicht sagen«, meinte der Mann, »wie es seinem Papagei Lucullus geht.«

»Der ist noch immer weg«, erwiderte Justus. »Mr. Fentriss ist deshalb ganz verzweifelt.«

»Weg?« Aus der Miene des Fremden ließ sich nichts entnehmen.

»Das ist aber bedauerlich. Und kein Anhaltspunkt, nehme ich an?«

»Überhaupt keiner«, sagte Justus. »Wir wollten gerade zur Polizei und nachfragen, ob sie schon Fortschritte gemacht haben. Sollen wir dort melden, daß Sie bei der Suche mithelfen möchten?«

»O nein, nein«, wehrte der Mann rasch ab. Offenbar schreckte ihn das Wort Polizei. »Uns braucht ihr nicht zu erwähnen. Wir sind nur Freunde, die sich im Vorbeifahren mal nach Lucky erkundigen wollten. Doch da er noch verschwunden ist, möchten wir Mr. Fentriss erst gar nicht damit behelligen. Ich hoffe ja sehr, daß er den Papagei zurückbekommt, aber für heute machen wir uns wohl besser wieder auf den Weg.«

Ohne seinen Namen zu nennen, stieg der kräftige Mann mit dem brutalen Gesicht wieder in den Wagen.

»Adams!« befahl der Elegante im Wagen. »Fahren Sie zum Hotel zurück.«

»Sehr wohl, Sir«, knurrte der Fahrer mit den stechenden Augen. Er warf Morton noch einen bitterbösen Blick zu, stieß auf der Einfahrt zurück, und gleich darauf war der graue Wagen mit den drei Männern verschwunden.

»Das nenne ich eine Situation glänzend meistern«, sagte Morton, als Justus wieder eingestiegen war. »Darf ich dazu bemerken, daß ich sehr beeindruckt bin?«

»Vielen Dank, Morton«, sagte Justus.

»Hör mal«, mischte sich Peter ein, »darf ich auch erfahren, worum es hier überhaupt ging? Die Männer in dem Wagen sahen ja recht gefährlich aus. Denen möchte ich nicht bei Nacht auf unbelebter Straße begegnen. Wie bist du die denn losgeworden?«

Justus stieß bedächtig die Luft aus und wirkte daraufhin wieder wie ein ganz normaler, ein wenig zu wohlgenährter Junge.

»Alles Bluff«, sagte er. »Ich spekulierte darauf, daß ihnen das Wort Polizei einen Schrecken einjagt, und deshalb schwindelte ich, wir seien auf dem Weg dorthin.«

»Klar«, stimmte Peter zu, als Morton den Wagen vom Bankett wieder auf die Fahrbahn lenkte und zur Hauptstraße vorfuhr, »das hab' ich auch gesehen. Aber –«

»Der Fahrer, den sie Adams nannten, trug wahrscheinlich eine Waffe bei sich«, fuhr Justus fort. »Unterm Jackett. Hast du nicht gesehen, wie er danach greifen wollte? Auf sein Konto kommen sicher schon einige Gewalttaten.«

»Eine Waffe, glaubst du? Und das Ballern gewöhnt?« Peter mußte schlucken.

»Der andere hat ihn zurückgepfiffen«, sagte Justus. »Aber dem traue ich auch nicht über den Weg. Dagegen der Dritte, der im Wagen sitzen blieb! Das war wohl der Chef, er wirkte irgendwie aristokratisch. Ich frage mich nur, warum er sich als Chauffeur so einen Revolverhelden ausgesucht hat.«

»Und ich frage mich«, sagte Peter, als der Wagen die Straße entlangfuhr, »warum wir uns mit solchen Typen anlegen müssen. Wir hatten uns schließlich nur vorgenommen, einen verschwundenen Papagei zu finden.«

»Stimmt«, räumte Justus ein.

Peter dachte nach. Der dritte Mann im Wagen war ihm irgendwie bekannt vorgekommen, doch er kam nicht darauf, wo er ihm schon begegnet sein mochte. Ob er Justus darauf aufmerksam machen sollte? Er entschied sich vorläufig dagegen; die Ahnung war zu vage.

»Bis jetzt«, meinte er dann, »sind wir jedenfalls mit einem böartigen dicken Mann zusammengestoßen und mit einem ziemlich verdächtigen Trio, und außerdem hörten wir noch von einem geheimnisvollen mexikanischen Hausierer. Und all die Leute interessieren sich für diesen Vogel.«

»Alle bis auf den Hausierer«, stellte Justus richtig. »Da er den Vogel verkauft hat, hat er folglich an ihm kein Interesse mehr.«

»Aber wozu das alles?« fragte Peter ratlos. »Was ist schon dran an so einem sprechenden Papagei, daß diese undurchsichtigen Typen so sehr darauf versessen sind und sogar einen Diebstahl riskieren?«

»Nach gebührender Zeit«, erklärte Justus, »werden unsere Ermittlungen zweifellos die Enthüllung bringen. Im Augenblick befinde ich mich allerdings im Stadium totaler Verwirrung.«

»Na, dann sind wir wenigstens im selben Stadium«, brummte Peter.

»Wenn es dich interessiert, was ich darüber denke –«

»Was gibt's Morton?« fiel ihm Justus ins Wort.

»Da ist jemand auf der Straße«, antwortete der Chauffeur. »Eine Dame, die anscheinend etwas verloren hat.«

Die Jungen sahen zum Fenster hinaus. Beim Einbiegen um eine Ecke war Morton unvermittelt auf die Bremse getreten und hatte den Wagen mit einem Ruck zum Stehen gebracht.

Eine kleine, mollige Frau stand auf der Straße, achtete überhaupt nicht auf den Verkehr und schaute in die Büsche am Fahrbahnrand. Dabei rief sie: »Hierher, Schätzchen. Komm zu Irma! Ich hab' auch schöne Sonnenblumenkerne für dich.«

»Da hat jemand ein Problem«, sagte Justus. »Wir sollten nachsehen, ob wir helfen können.«

Sie stiegen aus und gingen auf die Frau zu, die noch immer in dem dichten Gesträuch etwas suchte und hoffnungsvoll zwischen den Fingern einen Sonnenblumenkern hinhielt.

»Entschuldigen Sie«, sagte Justus, »haben Sie etwas verloren?«

»Ja, o ja«, sagte die Frau. Sie hielt den Kopf beim Sprechen schief wie ein Vogel, und vogelähnlich klang auch ihre Stimme.

»Schneewittchen ist weg, und ich weiß nicht, wo es steckt. Ihr habt es nicht gesehen, oder?« fragte die Frau. »Ihr habt Schneewittchen wohl nicht gesehen?«

»Nein, Madam«, sagte Justus, »Ist Schneewittchen ein Papagei?«

»Ja, aber –« Die Frau schaute ihn überrascht an. »Woher weißt du das?«

Justus holte flugs eine seiner Geschäftskarten hervor.

»Wir sind Detektive«, erklärte er. »Daß Sie einen Papagei suchen,

konnte ich daraus schließen, daß Sie dort neben den Sträuchern einen Papageienkäfig ins Gras gestellt haben und daß Sie den Vogel mit Sonnenblumenkernen anlocken wollen, die Papageien sehr gern mögen.«

Nun, Peter hatte all das auch festgestellt, aber die Frau fand es anscheinend recht bemerkenswert. Nach ein paar erstaunten Ausrufen bat sie die Jungen zu sich ins Haus, um ihnen über das unerklärliche Verschwinden von Schneewittchen zu berichten.

»Warten Sie bitte auf uns, Morton«, rief Justus zu dem Chauffeur hinüber. Dann folgte er mit Peter der kleinen Frau auf dem ziegelbelegten Pfad zum Haus, das hinter Bananenstauden abgeschirmt lag.

Als sie in dem kleinen Wohnzimmer Platz genommen hatten, erkundigte sich Justus: »Haben Sie Schneewittchen vor ein paar Wochen von einem Hausierer mit deutlichem mexikanischem Akzent gekauft, Miss Waggoner?«

»Ja, richtig«, sagte Miss Waggoner mit großen Augen. »So wißt ihr das also schon, und sogar meinen Namen kennt ihr! Ihr müßt sehr gute Detektive sein.«

»Es kommt nur darauf an, Informationen richtig zu verknüpfen, Miss Waggoner«, sagte Justus. »Mr. Fentriss erwähnte eine Miss Irma Waggoner, und Sie lockten Schneewittchen ›Komm zu Irma‹. Sie sehen also: ich hatte die erforderlichen Fakten beisammen.«

»Das haben viele«, meinte Miss Waggoner, »und doch lernen sie es nie, daraus Zusammenhänge abzuleiten. Tatsachenwissen ist nur Stückwerk. Aber ihr wollt mir hoffentlich nicht erzählen daß der arme Mr. Fentriss seinen Lucky noch nicht gefunden hat?«

»Doch, Madam. Lucky ist immer noch verschwunden«, sagte Peter. »Wir versuchen ihn zu finden. Können Sie uns genau sagen, wie es zugeing, daß nun auch Ihr Papagei abhanden gekommen ist?«

»Ja, ich war gerade zum Einkaufen gegangen«, berichtete Miss Waggoner. »Schneewittchen hatte keine Sonnenblumenkerne mehr, und die mag es doch so gern. Als ich aus dem Haus kam, wurde ich beinahe von einem kleinen schwarzen Auto überfahren, das um die

Ecke bog. Eine Schande, wie manche Leute heutzutage Auto fahren!«

Peter und Justus wechselten einen Blick. Das kleine schwarze Auto war ihnen beiden bekannt vorgekommen, und beide dachten sich dasselbe dabei. Und bei ihrer letzten Begegnung war Mr. Claudius in diese Richtung hier gefahren.

»Na ja«, fuhr Miss Waggoner fort, »ich ging dann weiter zu dem Laden und kaufte die Sonnenblumenkerne. Auf dem Rückweg ließ ich mir Zeit und genoß den Sonnenschein. Als ich wieder ins Haus kam, fand ich die Tür von Schneewittchens Käfig weit offen und keine Spur von meinem kleinen Liebling. Ich mußte annehmen, ich hatte die Käfigtür offengelassen und Schneewittchen war hinausgeflogen und steckte jetzt irgendwo im Grünen draußen. Ich suchte es gerade, als ihr vorbeikamt.«

»Dieses Auto, das Sie fast überfahren hätte, Miss Waggoner«, warf Justus ein, »sind Sie dem noch mal begegnet?«

»O nein.« Sie schüttelte den Kopf. »Es fuhr weiter vorn noch mal um eine Ecke und verschwand hinter den Bäumen und Sträuchern dort. Du liebe Güte, ihr glaubt doch nicht, der dicke Mann, der da drin saß, hätte Schneewittchen gestohlen, oder?«

»Ich fürchte sehr, er hat es getan«, meinte Justus. »Wir glauben, daß er auch Mr. Fentriss' Lucky gestohlen hat.«

»Oh, wie schrecklich!« rief Miss Waggoner ratlos. »So ein herzloser Mensch! Aber warum geht er dieses Risiko ein, wenn er ein paar Papageien haben will? Er kann sich doch selbst welche kaufen.« Das hätte auch Peter gern gewußt. Aber Justus konnte diese Frage nicht beantworten.

»Bis jetzt ist das ein Rätsel«, sagte er. »Konnte Schneewittchen sprechen, Miss Waggoner?«

»Ja, sicher. Es sagte: ›Weiß wie Schnee – rot wie Blut – braun wie Zedernholz. Ist Sherlock Holmes zu Hause?‹ Ist das nicht sonderbar, einem Papagei so was beizubringen?«

»Doch, Madam«, bestätigte Justus. »Sprach er richtig klar und deutlich?«

»Ja, sogar mit richtig vornehmem Tonfall, als hätte er das von einem hochgebildeten Mann gelernt.«

Justus schrieb sich alles für Bob Andrews auf, der zu ihren Fällen die Akten führte.

»Miss Waggoner«, sagte er, als er fertig war. »Ich glaube bestimmt, dieser dicke Mann, der sich Claudius nennt, ist während Ihrer Abwesenheit in Ihr Haus eingedrungen und hat Schneewittchen gestohlen. Sie sollten die Polizei benachrichtigen.«

»Die Polizei? Ach du liebe Güte, nein!« sagte Miss Waggoner. »Dazu müßte ich extra in die Stadt gehen und alles zu Protokoll geben und – ach nein, ihr müßt mir helfen! Bitte sagt ja!« flehte sie ganz verwirrt und aufgereg.

»Schön, Miss Waggoner«, sagte Justus. »Da ich fest annehme, daß Claudius beide Papageien hat, können wir zu zwei Fällen gleichzeitig Ermittlungen anstellen.«

»Ach, ich bin euch so dankbar. Jetzt fühle ich mich schon wieder wohler.«

»Noch eine Frage«, meinte Justus. »Sie kauften also Schneewittchen von einem mexikanischen Hausierer mit einem zweirädrigen Eselskarren?«

»Ja. Er hustete schrecklich und sah krank aus. Mir tat er leid.«

»Hat er Ihnen eine Rechnung oder Quittung für den Papagei gegeben?«

»Quittung? Nein.« Miss Waggoner war verdutzt. »Daran habe ich gar nicht gedacht.«

»Ist Ihnen nicht irgendein Name oder ein Ort als Aufschrift auf dem Eselskarren aufgefallen?« versuchte es Justus weiter, aber Miss Waggoner schüttelte nur den Kopf. Mehr wußte sie nicht zu berichten.



Alles kann man nicht verlangen. Auch die Märchen der Brüder Grimm scheinen den drei Kaliforniern nicht allzu geläufig. Wie steht's bei euch?

Da es offenbar sonst keine Ansatzpunkte mehr gab, verabschiedeten sich die Jungen höflich von Miss Waggoner und gingen. Sobald sie draußen waren, packte Peter seinen Freund am Arm. »Just«, sagte er, »nun sag mir bitte, wie du dir das vorstellst: zwei Papageien namens Lucullus und Schneewittchen finden, die inzwischen wer weiß wo gelandet sind? Ich gebe ja zu, daß es sehr gebildete Vögel sind, wenn sie Latein und Märchen kennen, aber im Urwald gibt es Millionen Papageien, die das genausogut lernen könnten. Wir verschwenden doch nur unsere Zeit.«

Justus blickte nachdenklich drein.

»Hattest du den Eindruck, Claudius sein ein Typ, den man nicht ernst zu nehmen braucht?« fragte er.

»Aber nein«, gab Peter zu. »Als er mit der Pistole auf uns zielte, hatte ich den Eindruck, er sei ein recht brutaler Typ.«

»Genau das. Aber abgesehen davon hat er keine Mühe gescheut, um zwei Papageien mit komischen Namen und ungewöhnlichem Wortschatz zu klauen. Seine Gründe sind uns bis jetzt verborgen. Doch wir müssen annehmen, daß es ganz spezielle Gründe sind, nicht?«

»Ich denke schon«, brummte Peter. »Aber welche Aussicht haben wir, ihm je wieder zu begegnen?«

»Wir sind Detektive. Wir sind intelligent«, sagte Justus. Sein entschlossener Gesichtsausdruck machte Peter klar, daß er sich von seinem Vorhaben durch nichts abbringen lassen würde. »Und außerdem – Vorsicht!«

Er warf sich gegen Peter, und beide stürzten zu Boden, alle viere von sich gestreckt. Ein großer, schwerer Gegenstand sauste durch die Luft, wo eben noch Peters Kopf gewesen war, und bohrte sich in den weichen Rasen.

»Laß mich – geh doch weg!« keuchte Peter in höchster Atemnot, denn Justus war genau auf seinem Magen gelandet.

Justus raffte sich hoch, und Peter holte tief Luft. Langsam kam er wieder auf die Füße zu stehen. Justus zog das Wurfgeschöß aus dem Grasboden. Es war ein roter Ziegelbrocken, ähnlich den Dachziegeln auf Miss Waggoners Haus.

»Wenn der einen von uns erwischt hätte«, sagte Justus, »wären wir bis auf weiteres nicht mehr einsatzfähig gewesen. Zum Glück sah ich, wie sich im Gebüsch was bewegte, und da kam das Ding auch schon angesaust.«

»D-danke.« Peter saß der Schrecken noch in den Gliedern. »Wer hat denn das geschmissen?«

»Das konnte ich nicht sehen. Ich glaube aber, das ist sicherlich als Warnung aufzufassen. Irgend jemand will nicht, daß wir Lucullus und Schneewittchen suchen!«

Komm zum Roten Tor!

Bob Andrews war beim Abendessen und blickte dabei immer wieder zum Telefon hin. Von Minute zu Minute wartete er auf ein Klingeln, seit er aus der Bibliothek zurückgekommen war. Dort half er in den Ferien stundenweise aus; er ordnete Bücher wieder in die Regale ein und machte sich allgemein nützlich.

Nun war er schon beim Nachttisch angelangt – es gab überbackene Schaumspeise mit einer leckeren braunen Kruste –, und auch als er den Tellerrand säuberlich abkratzte, hatte das Telefon noch nicht geläutet.

Diesmal jedoch fing seine Mutter, eine hübsche, schlanke Frau mit braunem Haar, seinen Blick auf. Da schrak sie zusammen, als sei ihr plötzlich etwas eingefallen.

»Ach du Schreck!« sagte Mrs. Andrews. »Das hatte ich vergessen. Ich sollte dir ja was ausrichten. Dein Freund Justus Jonas hat angerufen.«

»Ach, Just?« rief Bob. »Was sagte er denn?«

Am Vortag hatte Justus Bob in großen Zügen von dem Fall berichtet. Sie hatten für diesen Abend ein Treffen der drei Detektive in der Zentrale anberaumt, falls Justus nicht zu beschäftigt sein würde. Er mußte manchmal seinem Onkel und seiner Tante im Schrottlager helfen und war dann nicht abkömmlich.

»Ich hab's mir aufgeschrieben.« Bobs Mutter begann ihre Tasche mit den verschiedenen Zetteln darin zu durchsuchen. »Das hätte ich unmöglich behalten können. Justus hat schon manchmal eine sonderbare Ausdrucksweise an sich.«

»Er redet immer so hochgestochen daher«, sagte Bob. »Er hat so viel gelesen, daß das bei ihm schon automatisch geht. Außerdem redet sein Onkel Titus genauso. Daran gewöhnt man sich.«

»Na ja, hier ist jedenfalls die Nachricht.« Mrs. Andrews hatte das richtige Stück Papier entdeckt. »»Komm zum Roten Tor, bleib nicht stehn davor. Sei voll Tatendurst – jetzt geht's um die Wurst! Schmal ist der Steg, der Pfeil weist den Weg.« Na hör mal!« Mrs. Andrews sah ihren Sohn streng an. »Was ist das für eine Nachricht, Robert? Erfindet ihr für eure Spiele neue Geheimcodes, oder wie ist das?«

Bob war schon auf dem Weg zur Tür, aber er blieb stehen, denn wenn seine Mutter eine Frage stellte, so erwartete sie auch eine Antwort.

»Es ist Klartext, bestimmt, Mama«, sagte er.

»Ach? Für mich hört es sich nicht so an«, entgegnete sie.

»Es ist Klartext, aber es klingt eben wie ein Code«, setzte ihr Bob auseinander. »Und zwar deshalb, damit kein Außenstehender unsere Nachrichten versteht, wenn er sie zufällig hört.«

»Aha, ich bin also ein Außenstehender – ich, deine Mutter!«

»Ach wo, Mama, das bist du nicht«, beschwichtigte Bob. »Wenn es dich interessiert, erklär ich's dir gern. Wir haben doch diese Detektivfirma gegründet, und jetzt sind wir mit einem Fall beschäftigt. Wir versuchen einen verschwundenen Papagei zu finden.«

»Na, das hört sich ja harmlos an«, meinte seine Mutter, und ihr Gesicht hellte sich auf . . . »Das bedeutet also dieses ›Sei voll Tatendurst – jetzt geht's um die Wurst!‹?«

»Ja, richtig. Und das Rote Tor ist –«

»Schon gut. Geh nur jetzt, aber komm nicht zu spät nach Hause. Du mußt mir dann noch die Einladungen zu unserer Vereinsfeier nächste Woche zum Briefkasten bringen.«

Bob lief rasch aus dem Haus und schwang sich auf sein Fahrrad.

Draußen war es noch ganz hell es war Sommer und ein klarer Tag. Rocky Beach liegt in der Nähe von Hollywood am Pazifik und zieht sich weit am Ufer hin. Im Hintergrund der Stadt ragt eine Hügelkette auf. Doch das bebaute Gebiet ist flach, und Bob kam auf dem Rad rasch vorwärts.

Er hielt sich an die Nebenstraßen, abseits vom dichten Verkehr an der Küste, und kam so von hinten her beim Schrottplatz an.

Immer wieder hatte Bob seinen Spaß an dem hohen Zaun, der das ausgedehnte Betriebsgelände umgab und den einheimische Künstler aus Dankbarkeit für diese und jene Spende von Mr. Jonas mit vielen farbigen Szenen bemalt hatten. Die ganze Rückfront des Zauns bedeckte eine Darstellung des großen Feuers nach dem Erdbeben von 1906 in San Francisco, ein dramatisches Panorama von brennenden Häusern, Feuerwehrrwagen mit vorgespannten Pferden in voller Fahrt und flüchtenden Menschen mit ihrer Habe in Bündeln auf dem Rücken.

Bob fuhr am Zaun entlang, vergewisserte sich, daß ihn niemand beobachtete, und stoppte etwa zwanzig Meter vor der Ecke. Dort war auf dem Gemälde ein in hellen Flammen stehendes Haus zu sehen, vor dem ein kleiner Hund hockte. Der Hund schaute traurig drein, weil hier einmal sein Zuhause gewesen war. Die Jungen hatten vor langer Zeit entdeckt, daß ein Auge des Hundes durch ein Astloch gebildet wurde, dessen Füllung sich als Stöpsel herausnehmen ließ.

Bob puhlte den Stöpsel mit den Fingernägeln heraus und griff mit einem Finger in das Loch, um innen einen Riegel zurückzuschieben. Daraufhin ließen sich drei Planken wie eine Tür öffnen, und Bob konnte mitsamt seinem Rad hindurchschlüpfen. Das war das Rote Tor, einer der vier Geheimeingänge zum Schrottplatz, die die drei Jungen fleißig abwechslungsweise benutzten.

Drinne stellte Bob sein Fahrrad ab und ließ sich auf Hände und Knie nieder. Hier war Baumaterial so aufgestapelt, daß es eine Art Hohlweg bildete. Oben an dem Stapel lehnte ein altes Hinweisschild mit einem dicken schwarzen Pfeil und den Worten »Zum Büro«.

Damit hatten sie sich einen Jux geleistet, denn der Pfeil wies tatsächlich in die Richtung ihrer Zentrale. Bob kroch in die Höhlung zwischen dem aufgeschichteten Material und kam in einem engen Gang heraus, an dessen Seiten noch mehr Schrott und Trödelkram zu hohen Bergen getürmt war. Der Gang wand sich ein Stück weit hindurch; dann mußte Bob nochmals auf die Knie gehen und unter ein paar dicke Bohlen schlüpfen, die scheinbar absichtslos herumlagen, in Wirklichkeit jedoch den oberen Abschluß eines direkten Zugangs zur Zentrale bildeten.

Bob kroch ein paar Schritte geduckt vorwärts, dann konnte er wieder aufrecht stehen. Er klopfte dreimal kurz an eine Holztür, und wieder dreimal. Die Tür ging auf, Bob bückte sich und stieg in die Zentrale ein.

Selbst Mr. Jonas wußte nicht, daß die Jungen den hinter Schrotbergen verborgenen Campinganhänger zu ihrem modernen Hauptquartier mit Dunkelkammer, Labor und Büro (komplett mit Schreibmaschine, Telefon, Schreibtisch und Tonbandgerät!) ausgebaut hatten. Jedes Stück der Einrichtung war einmal schrottreif hier gelandet und von den Jungen wieder instandgesetzt worden, außer natürlich dem Telefon. Die Gebühren für den Anschluß bezahlten die Jungen von dem Geld, das sie beim Aushelfen im Schrottlager verdienten.

Hatten sich die Jungen einmal hier versammelt, so waren sie vor Störungen absolut sicher.

Justus saß in einem Drehstuhl und kaute an einem Bleistift. Peter Shaw kritzelte Papierbogen voll – mit lauter Papageien.

»Hallo, Bob«, sagte Justus. »Was hat dich aufgehalten?«

»Meine Mutter hatte deine Nachricht vergessen«, erklärte ihm Bob.

»Aber ohne Abendessen hätte sie mich sowieso nicht weggehen lassen. Ist das heute eine Super-Geheimsitzung?«

Justus nickte. »Es ist wegen Tante Mathilda«, sagte er. »Sie hat heute großen Hausputz veranstaltet, und ich mußte ihr den ganzen Tag helfen. Jetzt verlangt sie noch von mir, daß ich sämtliche Fenster putze. Ich werde das natürlich tun, aber unerlässlich ist zu-

nächst, daß wir bei unserer Suche nach Lucullus und Schneewittchen endlich Fortschritte verzeichnen. Ich will versuchen, euch beide auf eine ergiebige Spur anzusetzen, ehe ich mich als Fensterreiniger verdinge.«

Solche Reden waren typisch für Justus Jonas, der seit vielen Jahren einfach alles las, was er in die Finger bekam. Er konnte wohl gar keine normalen Sätze mehr bilden.

»Wir sind am Ende«, sagte Peter. »Schluß, aus. Hoffnungslos. Wir müssen zwar annehmen, daß der dicke Mann, der sich Claudius nennt, Lucky und Schneewittchen gestohlen hat, aber wie wir an ihn rankommen sollen, wissen wir überhaupt nicht. Die Polizei könnte vielleicht den Wagen ausfindig machen, aber einen Fall wie diesen nehmen die nicht ernst. Stellt euch mal vor, wir gingen zu Hauptkommissar Reynolds und ersuchten ihn, uns bei einer Fahndung nach Lucullus und Schneewittchen zu helfen!«

»Und auf alle Fälle haben wir uns Mr. Fentriss und Miss Waggoner gegenüber zum Schweigen verpflichtet«, wandte Justus ein. »Aber irgendwie müssen wir diesen Claudius finden – oder zugeben, daß wir versagt haben.«

»Ich hätte da eine Idee«, sagte Bob. »Wir fragen einfach herum, ob jemand Mr. Claudius' Wagen gesehen hat. Wenn wir genug Leute fragen, stoßen wir bestimmt auf einen, dem der Wagen aufgefallen ist. Und wenn wir den finden, kann Claudius auch nicht weit sein.«

»Die Leute«, meinte Justus, »sind sehr unaufmerksame Beobachter. Sogar Augenzeugen desselben Geschehens widersprechen einander nicht selten.«

»Aber Kinder nicht«, sagte Bob. »Kinder beobachten ganz genau, wenn sie etwas interessiert. Und jeder Junge interessiert sich für Autos. Wenn wir ein paar tausend Jungen in ganz Los Angeles und Hollywood fragen, möchte ich wetten, daß wir einen finden, der sich diesen Wagen genau gemerkt hat.«

Justus bekam den gewissen Gesichtsausdruck, der besagte, daß sein Gehirnmotor mit höchster Drehzahl arbeitete. »Deine Idee ist glänzend, Bob.«

»Meinst du?« Bob starrte ihn an. »Wirklich glänzend?«

»Genial einfach und deshalb glänzend«, erklärte Justus. »Wie du sagtest, interessieren sich kleine und große Jungen für Autos, besonders für nicht alltägliche Typen. Wir müssen die Jungen im ganzen Umkreis ansprechen, bis wir einen finden, der den schwarzen Sportwagen gesehen hat. Dann werden wir wissen, daß Claudius in der Nähe ist. Nur können wir die Jungen selbstverständlich nicht einzeln fragen.«

»Aha!« Bei Peter hatte es gezündet. »Deine Telefon-Lawine!«

Die Telefon-Lawine rollt

Justus' Erfindung der Telefon-Lawine hatte sich schon bei einer Reihe von Ermittlungen bewährt. Auch diesmal berechtigte das rasch und einfach funktionierende Informations-System zu einigen Hoffnungen.

»Wie viele von deinen Freunden sind in den Ferien daheimgeblieben, Bob?« fragte Justus.

»Oh, bestimmt zehn oder zwölf«, meinte Bob.

»Peter, du bist im Sportverein. Wie viele Jungen aus deiner Gruppe könntest du erreichen?«

»Sechs oder sieben«, sagte Peter.

»Und ich weiß noch vier oder fünf Jungen, die wieder ihr nicht kennt«, erklärte Justus. »So, Peter, nun gib uns eine genaue Beschreibung von Mr. Claudius' Wagen. Bob, du schreibst es auf.«

»Zweitüriges Ranger-Sportcoupé, schwarz«, zählte Peter auf. »Rote Ledersitze. Neuestes Baujahr. In Kalifornien zugelassen, polizeiliches Kennzeichen endet auf dreizehn.«

Bob schrieb alles nieder. Justus ergänzte: »Und der Fahrer, der sich Claudius nennt, ist ziemlich dick und trägt eine sehr starke Brille. Ich finde, das genügt als Steckbrief. Jetzt rufen wir nacheinander unsere Freunde an und fragen jeden nach dem schwarzen Ranger. Wer ihn selbst nicht gesehen hat, den bitten wir, seinerseits fünf oder

sechs Freunde anzurufen und die Beschreibung weiterzugeben, und immer so fort. Die Lawine muß rollen! Jeder, der uns irgend etwas über den Wagen mitteilen kann, soll morgen früh gegen zehn hier anrufen.«

»Prima!« meinte Peter. »Bis morgen früh wird also jeder Junge in Südkalifornien nach diesem schwarzen Ranger Ausschau halten.«

»Sollten wir nicht eine Belohnung aussetzen?« fragte Peter. »Dann machen die Burschen eher mit, auch wenn es diesmal nicht um einen Bankraub oder so was geht.«

»Recht hast du, Bob.« Justus überlegte heftig. »Aber was könnten wir bieten? Unsere Barschaft ist nicht der Rede wert.«

»Wie wär's mit einer Fahrt im Rolls-Royce?« regte Peter an. »Jedem autobegeisterten Jungen würde eine Spazierfahrt in einem goldbeschlagenen Rolls-Royce Spaß machen. Und wir könnten ihn übers Autotelefon mit seinen Freunden sprechen lassen.«

»Das wäre wirklich nicht schlecht«, bestätigte Justus. »Bob, du wolltest auch was vorschlagen?«

»Ich wollte sagen«, brachte Bob vor, »daß sich der erste, der uns eine heiße Spur nennt, aus dem Trödellager was aussuchen könnte. Hier auf dem Schrottplatz findet jeder Junge dutzendweise Sachen, die er brauchen kann!«

»Stimmt«, pflichtete Peter bei. »Ich kenne keinen, den es nicht begeistern würde, in dem ganzen herrlichen Krempel zu wühlen, den dein Onkel Titus heranschafft, Just.«

»Aber das Zeug gehört uns nicht«, meinte Justus stirnrunzelnd. »Wir können ja nichts verschenken, das uns nicht gehört.«

Darüber dachten sie alle eine Weile nach. Dann fiel Peter ein, daß sie bei Mr. Jonas noch ein Guthaben für ein paar Reparaturen hatten. Sie fingen an zu rechnen und kamen zu dem Ergebnis, daß sie zu dritt insgesamt fünfundzwanzig Dollar und dreizehn Cent zu bekommen hatten. Also einigten sie sich darauf, daß sie als Belohnung für sachdienliche Auskünfte eine Fahrt im goldbeschlagenen Rolls-Royce und dazu etwas aus dem Trödellager nach freier Wahl im Wert bis zu \$ 25.13 aussetzen würden.

Nachdem das geklärt war, begannen sie zu telefonieren. Justus rief seine fünf Freunde an. Keiner von ihnen hatte den schwarzen Ranger gesehen, aber alle versprachen, ihre eigenen Freunde anzurufen und die Anfrage weiterzugeben.

Als Justus fertig war, machte er sich durch Tunnel II, ihren meistbenutzten Ein- und Ausgang, schleunigst auf den Weg, um für seine Tante Mathilda Fenster zu putzen. Peter erledigte seine Anrufe als nächster, und zum Schluß kam Bob dran.

Lange Erklärungen waren nicht nötig. Jeder Junge, mit dem sie sprachen, hatte im Nu begriffen und fand es aufregend, zu solch wichtigen Ermittlungen beitragen zu können.

Noch während sie selbst telefonierten, wußten Bob und Peter, daß inzwischen schon die ersten Jungen, die sie angerufen hatten, den Steckbrief weitergaben.

Bob blieb noch in der Zentrale, um seine bisherigen Notizen über den Fall ins Reine zu tippen. Als er eine Stunde später nach Hause kam, legte seine Mutter gerade mit erstauntem Gesicht den Telefonhörer auf.

»Das begreife ich nicht«, sagte sie. »Das begreife ich einfach nicht.«

»Was ist los, Mama?« wollte Bob wissen.

»Ich will schon die ganze Zeit die Damen anrufen, die mir bei den Vorbereitungen für die Vereinsfeier helfen wollten. Bis jetzt habe ich es bei zwölf Nummern versucht, aber stell dir vor: kein einziger Anschluß ist frei.«

Bob schluckte. Er ahnte die Ursache.

»Die haben wohl alle Söhne in meinem Alter?« fragte er.

»Ja, und es würde mich nicht wundern, wenn drei oder vier Anschlüsse belegt wären. Aber so was – gleich zwölf auf einmal. Na, ich versuch's mal bei Mrs. Garrett.«

»Vielleicht hast du mehr Glück, wenn du noch ein bißchen wartest«, riet Bob. »Es könnte ja irgendeine Störung sein.«

»Das nehme ich auch an«, meinte Mr. Andrews. Doch als Bob hin aufging, haftete ihr Blick noch immer am Telefon.

In seinem Zimmer setzte sich Bob hin und stellte eine Berechnung

an. Dreimal fünf (so oft hatten sie selbst telefoniert) war fünfzehn. Wenn jeder dieser fünfzehn Jungen fünf weitere Freunde anrief, ergab das fünfundsiebzig. Fünfmal fünfundsiebzig war dreihundertfünfundsiebzig, und das mal fünf ergab eintausendachthundertfünfundsiebzig, und dies mal fünf –

Bob sah auf seine Rechnung nieder und piffte durch die Zähne. Kein Wunder, daß so viele Nummern belegt waren. Wieder einmal vergegenwärtigte er sich den durchschlagenden Erfolg von Justus Methode. Die Telefon-Lawine war einfach nicht zu bremsen!

Doch die Sache war mit wenigen Worten erklärt, und es würde nicht lange dauern, bis sie überall herum war. Er wußte, daß bald alles wieder normal sein würde. Also las er seine Notizen zu dem Papageien-Fall nochmals durch.

Irgend etwas störte ihn daran. Wahrscheinlich war es etwas ganz Banales, aber er kam nicht darauf. Es war nicht die Frage, wieso der dicke Mann überhaupt hinter Papageien her war – sie hatten sich darauf geeinigt, daß dies vorläufig ein Rätsel bleiben mußte, solange ihnen weitere Tatsachen nicht bekannt waren. Aber nicht weniger mysteriös war, weshalb jemand einen Papagei lehren sollte, in Rätseln zu sprechen. Wie Justus seinen Freunden erklärt hatte, war Lucullus mit Absicht beigebracht worden, zwischen seinem Latein die Worte »Kopf oder Zahl?« zu sagen. Denn das war keine alltägliche Redensart, die ein Papagei immer wieder hören konnte. Und außerdem –

Doch nachdem Bob inzwischen zu Bett gegangen war, übermannte ihn an diesem Punkt der Schlaf. Irgendwann mitten in der Nacht wachte er allerdings noch einmal auf, und in der Stille kam es ihm vor, als sage ihm eine Stimme ins Ohr: »Weiß wie Schnee – rot wie Blut – braun wie Zedernholz. Ist Sherlock Holmes zu Hause?« – so wie Schneewittchen nach Miss Waggoners Worten zu sagen pflegte. Einmal abgesehen von der rätselhaften Frage nach Sherlock Holmes' Aufenthalt war jedoch das Märchen-Zitat falsch. Der richtige Wortlaut war, wie sich Bob nun erinnerte: »Weiß wie Schnee – rot wie Blut – schwarz wie Ebenholz.«

Und doch hatte der Papagei namens Schneewittchen »braun wie Zedernholz« gesagt und nicht »schwarz wie Ebenholz«.

Irgendwie hatte Bob das Gefühl, daß Just dem Bedeutung beimessen würde.

»Hm.« Justus verzog sein rundes Gesicht zu einer Grimasse äußerster Konzentration. »Du hast recht, Bob. Miss Waggoner berichtete uns wörtlich, ihr Papagei könnte aufsagen: ›Weiß wie Schnee – rot wie Blut – braun wie Zedernholz.« An sich spielt es keine große Rolle, aber –«

»Ach, laßt doch die Wortklauberei!« stöhnte Peter. »Aber was bedeutet das Ganze?«

Die drei Jungen hatten sich in ihrer Zentrale getroffen. Es war ein paar Minuten vor zehn Uhr am folgenden Vormittag – die Stunde, von der sie sich die Ergebnisse der am Vorabend gestarteten Telefon-Lawine erhofften. In der Zwischenzeit unterhielten sie sich über Bobs Entdeckung.

»Natürlich«, warf Bob gerade ein, »könnte es auch einfach ein Irrtum sein. Der Mann, der dem Papagei das Sprechen beibrachte, hatte den genauen Wortlaut eben nicht im Kopf.«

»Moment mal, mir fällt da was ein«, sagte Justus. »Lucky nennt seinen Namen so: ›Lucius et Licinius et Lucullus«. Normalerweise nennt man die einzelnen Namen einfach hintereinander weg. Das könnte ein Fehler sein. Schneewittchen sagt sein Sprüchlein aber ebenfalls mit einem Fehler. Das macht zwei Fehler.«

»Zwei – was ist das schon?« meinte Peter ungeduldig. »Jedesmal, wenn wir eine Klassenarbeit schreiben, habe ich mehr als zwei Fehler drin.«

»Stimmt zwar«, bestätigte ihm Justus, »aber in diesem Fall steht es für uns fest, daß die Papageien einen gebildeten Menschen als Lehrer hatten. Ein Fehler könnte dabei vorkommen. Zwei Abweichungen lassen auf Absicht schließen. Und hinter diesem ›Kopf oder Zahl?« steckt ebenfalls Absicht.«

»Absicht?« Peter sah verständnislos drein, und Bob konnte es ihm nicht verübeln. Es war nicht immer leicht, Justus Jonas' Denkvor-

gänge nachzuvollziehen. Manchmal machte er schon weite Gedankensprünge.

»Du meinst, es ist der gleiche Aufwand, ob man nun einem Papagei ein Sprüchlein richtig oder falsch beibringt?« bemerkte Bob. »Und deshalb muß es einen besonderen Grund dafür geben, daß Lucky seinen Namen nicht so spricht, wie es sich gehört, und daß Schneewittchen aus Ebenholz Zedernholz macht?«

»Ja, genau«, sagte Justus. »Erst hatten wir die rätselhafte Frage, warum Claudius sich Papageien zusammenstiehlt. Nun haben wir ein neues Rätsel, das eigentlich noch vorher kommt: warum die Papageien ihre sonderbaren Sprüche falsch zitieren.«

»Keine Ahnung.« Bob schüttelte den Kopf. »Wieso bringt man Papageien überhaupt solches Zeug bei? Den meisten Leuten genügt es, wenn ihr Papagei sagen kann: ›Lora ist lieb‹.«



So ist es. Und einer, der »Kopf oder Zahl?« sagt, erscheint mit Recht verdächtig. Dem Vogel ist es schließlich nicht bewußt, daß er statt »Lora« die drei Namen eines Römers und dazu lateinische Spruchweisheit zitiert. Dahinter steckt ein Plan. Und zwar von einem, der nicht etwa eine Münze in die Luft wirft, wenn es zu handeln gilt! Dennoch: Kopf oder Zahl?

»Der Fall wird um so geheimnisvoller, je länger wir uns damit befassen«, sagte Justus. Sein Gesicht zeigte jetzt den Ausdruck wahrer Zufriedenheit, der nur dann erschien, wenn er eine richtig harte Nuß zu knacken hatte – eine, um sich fast die Zähne daran auszubeißen.

»Es gehörte viel Ausdauer dazu, den Papageien das beizubringen«, fuhr er fort. »Ihr Lehrer hatte damit jedenfalls etwas im Sinn. Was das ist, wissen wir nicht. Ich habe jedoch den Verdacht, daß Claudius es weiß und daß er deshalb die beiden Papageien gestohlen hat.«

»Mensch, ja!« rief Bob. »Vielleicht sind es außer Lucky und Schneewittchen noch mehr Papageien. Denkt doch an Blackbeard, den Schwarzen, den der Hausierer noch nicht verkauft hatte, und erinnert euch, in welche Aufregung Claudius geriet, als er von ihm hörte!«

»Halt – mir reicht's!« stöhnte Peter. »Wenn uns schon zwei Papageien derart in den Köpfen herumspuken, was soll dann werden, wenn noch mehr hinzukommen?«

Normalerweise hätten sie jetzt alle gelacht. Aber genau in diesem Augenblick klingelte das Telefon. Justus riß den Hörer an sich, als wolle dieser im nächsten Augenblick davonfliegen.

»Hallo? Justus Jonas am Apparat«, meldete er sich. »Ja, das stimmt. Ich hatte um Auskünfte über den Wagen . . . Was, ihn gesehen? Sag schnell, hatte die Nummer eine Dreizehn am Schluß? . . . Ach – nicht? . . . Tut mir sehr leid, aber dann war es nicht der Wagen, dem wir auf der Spur sind. Trotzdem vielen Dank!«

Enttäuscht legte er auf. »Ein Junge aus Hollywood«, sagte er. »Aber die Nummerntafel stimmte nicht.«

Wieder klingelte das Telefon. Diesmal dachte Justus rechtzeitig daran, den Hörer dicht an den Verstärker zu halten, den er gebaut hatte, damit seine Freunde die Stimme eines Anrufers mithören konnten. Es war ein Junge in Santa Monica, der am Abend vorher vor einem Restaurant einen geparkten schwarzen Ranger gesehen hatte. Doch dann war ein junges Paar damit weggefahren, und außerdem war es ein älteres Baujahr. Wieder der Falsche!

Insgesamt kamen dann noch acht weitere Anrufe. Immer stellte Justus gezielte Fragen, und dann erwies es sich leider in jedem Fall, daß es doch nicht der gesuchte Wagen gewesen war.

Die Telefon-Lawine hatte versagt! Und sie hatten noch immer keinen Anhaltspunkt dafür, wie sie Mr. Claudius finden sollten.

Ein unverhoffter Besuch

Tief enttäuscht sahen sich die Jungen an. Und da begann Justus Tante, Mathilda Jonas, nach ihrem Neffen zu rufen. Mathilda Jonas war eine beliebte Dame mit einer mächtigen Stimme, die in voller Lautstärke zu ihnen drang.

»Justus!« rief Mrs. Jonas. »Da ist jemand, der dich sprechen will! Justus, wo bist du? Zum Kuckuck, wo steckst du denn? Vor einer Stunde hab' ich dich doch noch hier gesehen. Da ist ein Junge, der zu dir will. Ein Mexikaner.«

Ein Mexikaner! Alle dachten sie dasselbe. Der Mann, der mit Papageien hausierte, hatte wie ein Mexikaner gesprochen!

Sie stürzten auf Tunnel II los. Im Fußboden ließ sich ein quadratisches Stück wie eine Falltür öffnen, und darunter schloß sich eine lange, weite Röhre aus Wellblech an. In diese Röhre ließen sich die Jungen hinab und krochen etwas über zehn Meter weit in ihr entlang, bis sie an ein Eisengitter gelangten. Peter, der als erster vorn war, schob das Gitter zur Seite, und alle krabbelten hinter der alten Abzugspresse, die sie repariert hatten und zum Drucken ihrer Geschäftskarten und Briefbogen benutzten, aus Tunnel II hervor.

Nun waren sie in Justus Freiluft-Werkstatt. Sie lag in einer Ecke des Schrottplatzes, wo niemand die Jungen hinter dem aufgehäuften Trödel sehen konnte. Unter dem zwei Meter breiten Dach, das innen an der Umzäunung des Schrottplatzes entlanglief, bewahrte Justus seine Motorsäge, seine Schlagbohrmaschine und anderes Werkzeug auf, das er aus alten Lagerbeständen sichergestellt und wieder instandgesetzt hatte.

Südkalifornien ist ziemlich regenarm. Meistens konnten die Jungen im Freien arbeiten, und zum Schutze gegen plötzliches Unwetter hatten sie Plastikfolie zum Abdecken ihrer Ausrüstung.

Mrs. Jonas rief noch immer. Sie drängten sich an ein paar Schrotthaufen vorbei und kamen dann auf dem offenen Lagerhof heraus, nahe der Toreinfahrt und dem Büro.

»Hast du mich gerufen, Tante Mathilda?« fragte Justus, und seine

Tante drehte sich um. Hinter ihr sahen die Freunde einen Mexikanerjungen, etwa so groß wie Bob, in völlig zerlumpter Hose und verschlissenem Hemd. Er hielt einen kleinen Esel am Zügel, der vor einen alten zweirädrigen Karren gespannt war.

»Der Junge hier hat nach dir gefragt, Justus«, sagte Mrs. Jonas. »Heute lasse ich dich springen, das wird dich sicher freuen. Aber morgen gibt es wieder eine Menge zu tun. Titus kommt von einer Einkaufstour zurück.«

»Ist gut, Tante Mathilda«, sagte Justus.

Mrs. Jonas ging zurück ins Büro der Firma Jonas. Der junge Mexikaner sah sich mit flinken schwarzen Augen überall um. Dann wandte er sich an Justus – begreiflich, denn Justus' kräftige Statur zog den Blick auf sich.

»Señor Justus?« fragte der Junge.

»Ja, Justus Jonas«, sagte der Erste Detektiv.

»Ich bin Carlos«, sagte der Junge. Er sprach mit weichem, singendem mexikanischem Akzent. »Das Au-to, es ist wo? Kann ich es sehen?«

»Das Au-to?« Justus begriff nicht, dafür aber Peter.

»Er will wissen, wo der Rolls-Royce ist«, erklärte er.

»Ah ja. Der Wagen ist in der Garage«, entgegnete Justus dem Jungen.

»Ein goldenes Au-to!« sagte Carlos. »Das muß sehr schön sein. Ich wünsche sehr, es zu sehen.« Er versuchte ein Grinsen, sah aber dann ängstlich drein. »Verzeihung, Señor Justus, aber ich habe solche Freude an Autos. Alle Autos. Später . . . später ich werde einmal auch ein Auto haben.«

»Du bist in einer Auto-Sache hergekommen?« fragte Justus. Er sah sich um. Patrick und Kenneth, Onkel Titus' kräftige Helfer aus Irland, kamen gerade mit dem kleinen Lastwagen durchs Tor gefahren. »Komm mit.«

Carlos zögerte eine Sekunde, dann band er die Zügel seines Eselchens an einen Pfosten und folgte Justus. Zum Abschied gab er dem kleinen Grautier einen liebevollen Klaps.

»Bald ich komme wieder, Pablo«, sagte er zu dem Esel.

Gleich darauf saßen sie zu viert in Justus Werkstatt auf dem Fußboden. Mit großen Augen schaute sich Carlos die Einrichtung an.

»Carlos, bist du gekommen, um uns von einem schwarzen Ranger-Sportcoupé zu berichten?« fragte Justus.

Carlos nickte so heftig mit dem Kopf, daß man befürchten mußte, er verrenke sich den Hals dabei.

»Sí, sí, sí, Señor Justus«, sagte er. »Gestern abend mein Freund Esteban kommt zu meinem Haus. Er sagt, ein Señor Justus wünscht zu hören von Ranger-Auto mit Nummer am Ende eins-drei.«

Mit angehaltenem Atem warteten die Jungen. Carlos sah sie mit hoffnungsvoll geweiteten Augen an.

»Und –« Er machte eine Pause. »Er sagt, es gibt eine Belohnung.«

»Eine Belohnung!« platzte Peter so aufgeregt heraus, daß Carlos Angst bekam. »Aber sicher gibt's die! Hast du den Wagen gesehen? Weißt du, wo er ist?«

»O ja, ich habe gesehen den Wagen«, sagte Carlos. »Ich habe gesehen dicken Mann. Aber wo er ist nun, ich weiß nicht. Es war« – er zählte an den Fingern ab – »ein – zwei – sieben – vor sieben Tage, ich habe gesehen den Wagen und den dicken Mann.«

»Vor sieben Tagen!« sagte Peter enttäuscht. »Das nützt nicht viel. Wie kannst du dich nach sieben Tagen noch an einen Wagen erinnern?«

»Oh, ich habe so viel Freude an Autos«, sagte Carlos. »Ich träume von Autos. Der schwarze Ranger, er ist ein herrlicher Wagen. Ich kann euch geben Nummer. A K vier – fünf – eins – drei. Sitze, gedeckt mit rotes Leder. Kratzer an Stoßstange vorn rechts. Kleine Beule in hintere Stoßstange.«

Respektvoll sahen die Freunde den Jungen an. Fabrikat und Baujahr können viele Jungen bei fast jedem Wagen feststellen, den sie sehen, aber nicht viele könnten sich nach einer vollen Woche noch an Einzelheiten wie Zulassungsnummer und Kratzer erinnern.

»Das wäre ein nützlicher Hinweis für die Polizei«, sagte Justus und knetete seine Unterlippe. »Aber zur Zeit ist es uns untersagt, zur

Polizei zu gehen. Du hast den Wagen nicht noch einmal gesehen, Carlos?»

Mit traurigen dunklen Augen schüttelte der Mexikanerjunge den Kopf. »Kann ich nicht gewinnen Be-lohnung?« fragte er. »Kann ich nicht« – er seufzte abgrundtief – »fahren in so wunderbares goldenes Auto?»

»Vielleicht doch, Carlos«, tröstete Justus. »Nun erzähl mal, wie es kam, daß du dem Wagen und Mr. Claudius begegnet bist – so heißt nämlich der dicke Mann.«

»Er kam zu meinem Onkel Ramos«, sagte Carlos, »wegen Papageis.«

»Papageien?« rief Peter. »Dann war das dein Onkel, der Lucullus und Schneewittchen verkauft hat?»

Carlos nickte. »Und auch die anderen«, berichtete er. »Alle die Papageis mit sonderbare Namen.«

»Sonderbare Namen?« forschte Justus. Er wechselte einen raschen Blick mit Bob. Bobs Ahnung, es könnte in diesem Fall um noch mehr Papageien gehen, hatte sich also bewahrheitet! »Kannst du dich an diese Namen erinnern?»

Carlos fuhr sich mit der Hand durch das dichte schwarze Haar. Dann nickte er.

»Ich erinnere mich an sie«, sagte er. »Da war Lucullus und Schneewittchen.«

Die anderen nickten.

»Die kennen wir«, meinte Peter dazu.

»Dann noch Sherlock Holmes und Robin Hood«, fuhr Carlos fort.

»Sherlock Holmes und Robin Hood«, wiederholte Bob und schrieb sich die Namen auf.

»Käpt'n Kidd und Al Capone«, zählte Carlos weiter auf. »Al Capone, er hat schwarze Flecken an beide Augen.«

Bob notierte auch diese beiden Namen.

»Das wären sechs«, bemerkte er. »Gab es noch mehr?»

»O ja!« Carlos' Gesicht hellte sich auf. »Der dunkle, Blackbeard der Pirat, das ist der, welcher spricht so gut. Sieben Papageis,

alle mit hübsche gelbe Köpfe. Nur nicht Blackbeard. Er hatte nicht gelben Kopf.«

»Blackbeard der Pirat!« rief Bob und schrieb auch diesen Namen nieder. »Das ist der, den Mr. Fentriss auch erwähnte und über den Mr. Claudius so außer sich geriet. Mensch, Just, glaubst du, daß alle sieben mit dem Fall zu tun haben?«

»Das werden wir ermitteln«, gab Justus zur Antwort. »Carlos, du sagtest, der dicke Mann sei vor einer Woche zu deinem Onkel Ramos gekommen, um sich diese Papageien zu holen?«

»Sí, deshalb er ist gekommen.«

»Und hat dein Onkel sie ihm gegeben?«

»No, Señor.« Carlos bekam ein trauriges Gesicht. »Onkel Ramos – er hatte verkauft alle Papageis. Der dicke Mann, er wollte zahlen tausend Dollar für sie. Aber Onkel Ramos hatte sie nicht mehr. Und der dicke Mann war sehr böse, und er sagt häßliche Dinge über Onkel Ramos, wenn Onkel Ramos sagt, er hat vergessen, an wen er hat verkauft. Das ist, weil mein Onkel nicht kann lesen oder schreiben, Señor Justus. Er verkauft die Papageis und nimmt das Geld.«

»Also war Claudius die ganze Zeit auf der Suche nach den Papageien, und dann hat er aus noch unbekanntem Gründen die, welche er ausfindig machen konnte, einfach gestohlen!« erklärte Justus aufgeregt seinen Freunden. »Damit haben wir ja einiges Neue erfahren. Die Telefon-Lawine hat am Ende doch noch was eingebracht, auch wenn sie uns den genauen Aufenthaltsort von Mr. Claudius nicht enthüllen konnte.«

»Wenn du mich fragst: wir erfahren viel zu viel«, meinte Peter. »Am Anfang wollten wir einen verschwundenen Papagei wiederfinden. Dann waren es zwei. Jetzt möchte ich wetten, du willst sie alle sieben finden, stimmt's?«

Justus konnte es nicht leugnen. »Alle sieben Vögel gehören zu diesem seltsamen Fall«, sagte er. »Um das Rätsel zu lösen, müßten wir erst die Vögel finden.«

»Aber wir haben nur versprochen, nach Lucky und Schneewittchen

zu forschen«, wandte Peter ein. »Es war nicht ausgemacht, daß wir auch noch unheimliche Rätsel ergründen.«

Bob wußte, daß Peter tauben Ohren predigte. Und Peter wußte es auch. Gab man Justus Jonas einen geheimnisvollen Fall zu lösen, so war das, als halte man einer Bulldogge einen saftigen Knochen hin. Er würde ihn nicht wieder loslassen, ehe er das Letzte herausgeholt hatte.

Justus wandte sich an den jungen Mexikaner. »Carlos«, sagte er, »wir wissen deine Informationen zu schätzen, aber warum hast du denn nicht telefoniert? Warum bist du den ganzen Weg nach Rocky Beach mit deinem Eselwagen hergekommen, nur um mit uns zu sprechen?«

»Ich hatte gehofft«, erklärte Carlos, »ich könnte Belohnung mitnehmen in meinem Wagen. Und außerdem, Señor Justus, ich hatte kein Geld für Telefon.«

Die drei Jungen sahen einander an. Sie hatten alle den gleichen Gedanken. Auch sie waren manchmal knapp bei Kasse, aber es gab doch immer wieder Taschengeld, oder sie konnten sich auf dem Schrottplatz etwas hinzuverdienen. Es war schwer faßbar, daß manche Leute kein Geld hatten – überhaupt kein Geld.

Bob sah, wie Justus ein paarmal schluckte. Dann schaute sich Justus den Jungen noch einmal an, und es fiel ihm auf, wie mager er war.

»Ach so«, sagte er. »Nun, du hast uns sehr wertvolle Informationen übermittelt, und dafür steht dir auf alle Fälle eine Teil-Belohnung zu. Wir hatten ja hauptsächlich zu erfahren gehofft, wo der Wagen ist, um damit einen Hinweis auf Mr. Claudius' Wohnung zu bekommen.«

»Wo der dicke Mann wohnt?« Plötzlich strahlte Carlos. »Ah, nun ich verstehe.«

Er suchte etwas in seiner Tasche.

»Wenn der dicke Mann von Onkel Ramos weggegangen«, sagte er, »er verspricht viel Geld, wenn Onkel Ramos sagen kann, wo er alle die Papageis verkauft. Diese Karte er hat gegeben.«

Carlos reichte Justus eine Visitenkarte. Darauf standen Name und Anschrift von Mr. Claudius. Dank der Telefon-Lawine hatten sie den dicken Mann also doch noch aufgespürt!

Alle drei drängten sich heran, um zu lesen, was auf der Karte stand. Da begann ein rotes Lämpchen über der Abzugspresse zu blinken. Das hatte Justus installiert, damit sie im Bilde waren, wenn in ihrer Zentrale das Telefon läutete, und unauffällig hingehen konnten.

Jetzt klingelte der Apparat also. Justus faßte einen raschen Entschluß.

»Carlos«, sagte er, »mach die Augen zu.«

»Sí, Señor Justus«, sagte Carlos und schloß die Augen.

»Peter, du bleibst bei Carlos. Bob und ich müssen etwas erledigen. Wir sind gleich wieder da.«

Während Carlos die Augen geschlossen hielt, schlüpfen Bob und Justus in die weite Wellblechröhre von Tunnel II, krabbelten hindurch und zur Zentrale. Justus nahm den Hörer ab.

»Hallo«, sagte eine Stimme. Es war die Stimme einer Frau, und sie sprach sehr vorsichtig, als fürchte sie, jemand höre mit. »Bist du der Junge, der Justus Jonas heißt und Mr. Claudius' Wagen sucht?«

»Ja, Madam«, sagte Justus. »Können Sie mir sagen, wo er steht?«

»Der ist an einem Ort abgestellt, wo ihn niemand entdecken kann!« Nun hörte es sich aufgebracht an. »Und ihr dürft nicht weiter versuchen, Mr. Claudius zu finden, hört ihr? Er gerät sehr leicht in Wut, und es ist gefährlich, sich mit ihm anzulegen. Macht, was ihr wollt, aber kommt ihm nicht zu nahe. Und mischt euch nicht in seine Angelegenheiten!«

Die Anruferin legte auf. Justus und Bob saßen da und sahen sich verblüfft an. Justus hatte noch immer die Karte in der Hand, die ihnen Mr. Claudius' Aufenthalt verriet. Aber nun, nach dieser Warnung der Unbekannten . . .

Bedächtig steckte Justus die Karte ein.

»Wir müssen Carlos seine Belohnung geben«, sagte er nach kurzem Überlegen zu Bob. »Dann müssen wir dorthin gehen, wo er wohnt,

und uns anhören, was sein Onkel uns berichten kann. Ich bin sicher, daß wir in Bälde eine ganze Menge erfahren werden. Und dann – ja, dann überlegen wir uns in Ruhe, was wir wegen Claudius weiter unternehmen.«

Es war schon eine seltsame Prozession, die sich ein paar Stunden später auf der Uferstraße nach Süden bewegte. Angeführt wurde der Zug von dem mächtigen alten Rolls-Royce mit den vergoldeten Beschlägen. Am Steuer saß natürlich Morton, und Justus, Peter und Carlos saßen auf dem Rücksitz. Bob hatte zum Arbeiten in die Bibliothek gehen müssen.

Carlos konnte sich vor Begeisterung kaum im Zaum halten. Er strich mit den Fingern über die Vergoldung, berührte das dunkelgegerbte Leder, mit dem die Sitze bezogen waren, und starrte mit großen Augen auf das vergoldete Telefon, das im Wagen eingebaut war.

»Ein goldenes Au-to!« staunte er immer wieder. »So wunderschön! Niemals ich hatte den Traum, zu fahren in solches Auto.«

Carlos kannte sich mit Autotypen aus, das war ganz klar. Von jedem vorbeifahrenden Wagen konnte er Fabrikat, Baujahr und Modell nennen, egal, wie schnell er vorübersaute. Sein Ziel war es, einmal Automechaniker zu werden und eine eigene Werkstatt zu haben, wie er ihnen erzählte.

Hinter dem Rolls-Royce kam der kleine Lastwagen der Schrottfirma mit Kenneth auf dem Fahrersitz. Auf der Pritsche lag die Belohnung, die sich Carlos voll und ganz verdient hatte – darüber waren sich die drei Detektive einig. Allerdings hatte es sie ein wenig überrascht, was sich Carlos im Trödellager ausgesucht hatte. Er hatte sich Abfallholz, eine Tür, ein Fenster und ein paar Nägel gewünscht, damit er das Haus, worin er mit seinem Onkel wohnte, wieder herrichten konnte. Das Haus hatte es bitter nötig.

Justus hatte seiner Tante zugeflüstert, daß Carlos und sein Onkel kein Geld hatten. Mrs. Jonas, in deren mächtigem Busen ein weiches Herz schlug, hatte das ganze Material äußerst niedrig bewertet. Für alles zusammen reichten die \$ 25.13, die der Betrieb

den drei Jungen schuldig war, nicht nur aus, sondern Mrs. Jonas kalkulierte die Rechnung so großzügig, daß noch ein stattliches Guthaben von fünf Dollar blieb, das sie Carlos in bar auszahlte.

All das Bauholz, Tür und Fenster, die Nägel und noch ein Eimer Farbe als Zugabe waren nun zwar bei weitem zu viel, um auf das Wägelchen mit dem kleinen grauen Pablo geladen zu werden. Doch Kenneth und Patrick lösten das Problem, wie Pablo mitsamt seinem Karren nach Hause gelangen sollte. Sie hievten Esel und Karren einfach auf den Lastwagen zu dem Baumaterial. Und so durfte Pablo auf dem Lastwagen hinter dem Rolls-Royce herfahren. Neugierig spähte er auf alles herunter, was vorbeikam.

Schließlich kam die Kolonne in einem Wohnviertel mit sehr kleinen und heruntergekommenen Häusern an. Dazwischen lagen hin und wieder Gemüse- und Getreidefelder. In dieser Gegend wohnte Carlos. Jungen und Mädchen liefen herbei und starrten den Rolls-Royce an. Carlos winkte ihnen zu.

»José!« rief er. »Esteban! Margarita! Seht! Ich fahre mit dem goldenen Au-to!«

Mit einem Mal drängten sich ringsum so viele Kinder, daß Morton den Wagen anhalten mußte. Alle wollten sie den Rolls-Royce anfassen, aber Carlos wehrte ihnen energisch auf Spanisch, und da wichen sie zurück.

»Soll ich jetzt weiterfahren, Herrschaften?« erkundigte sich Morton. Was auch geschah – er ließ sich nicht aus der Ruhe bringen.

»Nein, Morton«, sagte Justus. »Wir haben den Lastwagen abgehängt. Den wollen wir ja nicht verlieren.«

Während sie warteten, wies Carlos über ein unbebautes Stück Land hinweg. In einiger Entfernung stand eine baufällige Hütte und dahinter ein altes Gewächshaus.

»Hier wohnen wir«, sagte er. »Onkel Ramos und ich. Wir können hingehen. Wir müssen nicht in diesem schönen Au-to den ganzen Weg fahren. Die Straße ist sehr schlimm.«

Justus war einverstanden, und die drei Jungen stiegen aus.

»Danke sehr, Morton«, sagte Justus. »Für den Rückweg brauchen

wir Sie nicht. Wir können mit Kenneth im Lastwagen zurückfahren.«

»Sehr wohl, die Herrschaften«, sagte Morton und fuhr mit dem großen Auto davon. Dann hatte der Lastwagen aufgeholt, und Justus zeigte Kenneth die Hütte.

»Wir treffen uns dort, Kenneth«, rief er noch, und der stämmige Ire nickte. Justus, Peter und Carlos liefen querfeldein zu dem Haus – wenn man es ein Haus nennen konnte –, wo Carlos wohnte. Je näher sie kamen, um so ärmlicher wirkte es. Eine Mauer war fast abgebröckelt, ein Fenster war zerbrochen, und die Tür fehlte ganz.

Carlos schien zu ahnen, was in den Jungen vorging.

»Wenn mein Onkel von Mexiko gekommen, er hat kein Geld«, erklärte er. »Hier ist einziger Platz, wo er kann bleiben. Miete ist fünf Dollar in Monat.« Er klopfte auf seine Tasche, worin der Fünfdollarschein von Mrs. Jonas steckte. »Nun ich zahle Miete für nächsten Monat«, meinte er beglückt. »Und ich bringe das Haus in Ordnung, dann wird besser Husten von Onkel Ramos, und er kann arbeiten wieder.«

Inzwischen waren sie hinten am Haus angekommen. Auf der unbefestigten Straße, die vorn vorbeiführte, parkte ein Auto. Es war ein gewöhnlicher schwarzer Wagen einer viel gekauften Marke, aber Carlos runzelte die Stirn.

»Wer ist bei Onkel Ramos?« fragte er. »Das gefällt mir nicht.«

Er begann zu traben, und Peter und Justus liefen hinterdrein. Als sie sich der baufälligen Behausung näherten, konnten sie jemand mit erhobener Stimme drinnen reden hören – mit lauter, zorniger Stimme.

»Das ist doch Mr. Claudius«, sagte Peter zu seinem Freund.

»Sag's mir!« brüllte Claudius. »Sag's, du alter Idiot, oder ich dreh dir den Hals um!«

»Onkel Ramos!« schrie Carlos und rannte los. »Was macht der dicke Mann mit dir?«

Er war schon weit voraus, und Peter und Justus liefen schneller,

um mitzuhalten. Als Carlos durch den türlosen Eingang ins Haus stürzte, waren sie ihm wieder auf den Fersen. Sie kamen gerade zurecht, um zu sehen, wie sich Mr. Claudius mit dem Rücken zu ihnen über ein Bett beugte. Darin lag ein Mann, zweifellos Carlos' Onkel. Der Onkel hustete und würgte, und es sah aus, als wolle ihn der dicke Mann erdrosseln.

»Du mußt dich erinnern!« rief Mr. Claudius. »Auch wenn du nicht mehr weißt, wo du die anderen Papageien verkauft hast, bei Blackbeard mußt du dich erinnern. Du hattest ihn ja noch, als die anderen schon verkauft waren. Ich habe jetzt vier von ihnen, und die übrigen bekomme ich auch noch, aber vor allem brauche ich Blackbeard. Du weißt doch ganz bestimmt, wo er ist!«

Da stürzte Carlos dazwischen und warf sich wie ein kleiner scharfer Hund gegen die Beine des dicken Mannes. Doch Claudius hatte ihn gehört und sich blitzschnell umgedreht. Mit einer Hand schnappte er sich den zierlichen Mexikanerjungen gewissermaßen mitten aus der Luft. Und Carlos' Beine pendelten plötzlich völlig hilflos über dem Fußboden, als ihn Claudius in eisernem Zugriff an seinem verschlissenen Hemdkragen baumeln ließ.

»Stehenbleiben«, sagte Mr. Claudius in gelassenem, aber äußerst unangenehmem Ton, als Peter und Justus noch zögerten, »oder ich dreh diesem Hähnchen den Kragen um. Und dann euch!«

»Faßt ihn!« schrie Carlos, den Tränen nahe – nicht vor Angst, sondern vor Zorn. »Er hat meinem Onkel wehgetan, der ist krank und kann nicht wehren!«

»Keine Bewegung«, sagte Claudius warnend und mit gefährlich blitzenden Augen. »Ihr Bürschchen fällt mir allmählich auf die Nerven.«

In diesem Augenblick riß Carlos' brüchiges Hemd entzwei. Der Mexikanerjunge fiel zu Boden, doch gleich umklammerte er mit beiden Armen die Beine des dicken Mannes. Peter und Justus sprangen ihm bei. Peter hechtete vorwärts und schlang seine Arme um Claudius' Bauch, und Justus kam Carlos zu Hilfe, indem er sich ebenfalls an die Beine des Mannes hängte.

Aber unter Mr. Claudius' täuschenden Fettmassen lauerten starke Muskeln. Er schleuderte Carlos zur Seite und wandte sich um, so daß Peter und Justus an ihm abprallten und einer in diese, einer in jene Ecke des Raumes flog. Dann war Mr. Claudius an der Tür und rannte hinaus, ehe sich die Jungen aufraffen konnten.

Als sie wieder auf den Füßen standen, sahen sie noch, wie er in den Wagen sprang und damit davonbrauste – gerade als Kenneth, der von alledem nichts mitbekommen hatte, den Lastwagen der Schrottfirma unmittelbar hinter ihm zum Stehen brachte.

»Hätten wir ihn nur festhalten können, bis Kenneth hier gewesen wäre«, meinte Peter niedergeschlagen und klopfte sich den Staub ab.

»Oder hätte ich wenigstens Morton nicht weggeschickt – dann könnten wir ihn verfolgen«, setzte Justus hinzu, als sie den Wagen hinter einer Wegbiegung aus den Augen verloren. »Aber auf alle Fälle haben wir seinen Namen und seine Adresse.«

»Das ist gut«, sagte Peter. »Dann wissen wir jetzt, um welche Gegend wir einen Bogen machen müssen. Dieser Claudius kann die drei Detektive nun mal nicht leiden.«

»Er ist wütend, und Wut entspringt aus Angst«, erklärte ihm Justus. »Jetzt hat er Angst vor uns. Das verschafft uns einen eindeutigen Vorteil.«

»Der und Angst vor uns?« rief Peter. »Und wie ist dann nach deiner Ansicht uns selber zumute?«

»Nervös, aber zuversichtlich.«

»Das sind genau zwei Worte zu viel.«

Sie wandten sich vom Eingang ab. Carlos reichte gerade seinem Onkel einen Schluck Wasser, um einen krampfhaften Hustenanfall zu lindern.

Peter stellte einen Stuhl auf, der umgefallen war – es war der einzige Stuhl im Raum –, und sie traten ans Bett. Carlos drehte sich um.

»Ich danke euch tausendmal«, sagte er, »daß ihr habt geholfen, diesen dicken Mann wegzagen. Er kam zu Onkel Ramos, zu erfahren, an wen er Papagei mit Namen Blackbeard verkauft. Onkel Ramos konnte nicht sagen, weil er nicht kann erinnern. Es war

eine Señora, zwei Straßen, drei Straßen, vielleicht vier Straßen von hier, aber er weiß nicht ihren Namen. Sie kauft den Papagei für nur fünf Dollar, weil sonst niemand ihn wollte haben. Der Dicke hatte sehr wichtig, ihn zu finden.«

»Das war ihm wirklich ungeheuer wichtig«, meinte Peter dazu.

»Claudius weiß etwas über diese Vögel, was wir nicht wissen.«

»Irgend etwas, das sie für ihn sehr wertvoll macht«, sagte Justus.

»Ich möchte nur wissen, was –«

Ein Klopfen am Türrahmen unterbrach sie. Es war Kenneth.

»Soll ich die Sachen jetzt abladen?« fragte er.

»Ja, schichte sie neben dem Haus auf«, sagte Justus. Dann sah er im selben Moment wie Peter hinter Kenneth eine ältere Frau, die eine Pappschachtel mit eingestoßenen Löchern trug. »Wer ist das?« fragte Justus.

»Eine Dame, die den gleichen Weg hatte. Ich habe sie mitgenommen«, antwortete Kenneth. »Also gut, ich werd' mal abladen.«

Er trat zur Seite, und die Frau kam hinter ihm hervor zum Eingang. Mißtrauisch blickte sie Peter und Justus an.

»Wer seid denn ihr zwei?« forschte sie. »Wo ist Ramos, dieser Gauner?«

Carlos drängte sich zwischen den beiden Freunden vor.

»Mein Onkel ist krank«, sagte er. »Ich bin Carlos. Was wollen Sie?«

»Mein Geld zurück!« entgegnete die Frau mit Nachdruck. »Dein Onkel hat mir diesen Vogel verkauft und gesagt, das sei eine seltene Papageienart, und mein Schwiegersohn sagt nun, ich sei angeschmiert worden, denn das stimmt nicht. Es ist nur ein Star oder so was. Und außerdem, was er hersagt, ist eine Beleidigung für anständige Ohren!«

Sie drängte Carlos die Schachtel auf.

»Jetzt gib mir meine fünf Dollar!« sagte sie. »Ich lasse mich nicht reinlegen. So eine Frechheit, mir weiszumachen, ein Star sei ein Papagei!«

Carlos war tief unglücklich. Er reichte die Schachtel an Peter weiter und griff langsam mit der Hand in die Tasche. Er holte den

eng zusammengefalteten Fünfdollarschein heraus, den er von Mrs. Jonas bekommen hatte. Peter und Justus wußten, wieviel ihm das Geld bedeutete. Es war alles, was er besaß. Doch er brachte sogar ein Lächeln zuwege, als er der Frau den Geldschein gab.

»Verzeihung, Señora«, sagte er. »Mein Onkel ist krank. Er hat Fehler gemacht. Ihr Geld, hier ist es.«

»So was – ein Star!« sagte die Frau und ging weg.

Carlos wandte sich zu Justus und Peter.

»Das muß sein Blackbeard«, sagte er. »Er spricht so gut, da glaubten mein Onkel und ich, er ist gewiß ein ganz seltener Papagei.«

Er öffnete die Schachtel, und ein kleiner dunkler Vogel mit einem kräftigen gelben Schnabel schüttelte sich, plusterte sich auf und schlug plötzlich mit den Flügeln. Er schwang sich in die Luft und landete auf Peters Schulter.

»Oh, das ist aber kein gewöhnlicher Star!« rief Justus aufgeregt.

»Das ist ein Mynah, eine besondere Starenart, die in den Tropen vorkommt. Gewissermaßen ein Super-Star, oder auch ein Super-Papagei. Mynahs können nämlich noch besser als Papageien sprechen lernen. Sie sind sehr wertvoll, wenn sie im Sprechen gut geschult sind.«

»Ich bin Blackbeard der Pirat!« stieß der schwarze Vogel plötzlich mit rauher, wirklich piratenhafter Stimme hervor. »Meinen Schatz vergrub ich in finst'rer Nacht, wo die Toten halten ewig Wacht. Johoo – und 'ne Buddel Rum!«

Dann ließ er rasch hintereinander ein paar Ausdrücke vom Stapel, über die sich die Eltern der Jungen hell entsetzt haben würden. Doch Justus und Peter in ihrer Aufregung begriffen die Worte kaum.

»Blackbeard!« rief Justus. »Der Vogel, den Claudius so dringend sucht! Und hier haben wir ihn!«

Blackbeard, der sich hungrig umgeschaut hatte, fand Peters Ohr verlockend nahe. Er pickte hinein. Peter schrie auf und schüttelte Blackbeard ab. Der Vogel schlug mit den Flügeln und schwang sich dann hoch in die Lüfte.

»Weg ist er!« sagte Justus. »Peter, nun haben wir durch deine Schuld einen kostbaren Ansatzpunkt verloren!«

»Und ich habe durch ihn mein kostbares Blut verloren«, brummelte Peter vor sich hin und drückte sich das Taschentuch aufs Ohr, während sie alle Blackbeard hinter einer Baumgruppe entschwinden sahen. Trotz seiner forschenden Rede kam sich Peter miserabel vor. Der Ausspruch des »Super-Papageis« über einen vergrabenen Schatz, bei dem die Toten Wacht halten, hatte noch geheimnisvoller geklungen als die sonderbaren Worte, die Lucullus und Schneewittchen zugeschrieben wurden. Er zweifelte nicht daran, daß der Erste Detektiv recht hatte: er hatte einen ganz wichtigen Ansatzpunkt in Händen – oder vielmehr auf seiner Schulter – gehabt.

Und da hatte er ihn verjagt!



Blackbeard, im schönsten Doppelsinn ein Star unter Papageien, scheint in dem mysteriösen Fall wirklich die Rolle eines Super-Papageis zu spielen. Worin wohl seine Überlegenheit bestehen mag? Menschliche Intelligenz dürfte auch er nicht besitzen. Und ob er tatsächlich besser spricht als ein Papagei? Oder mehr? Vorerst steht nur fest, daß auch das Seerüberlied aus Stevensons »Schatzinsel« von seinem Sprachlehrer im Wortlaut etwas abgewandelt wurde.

Der geheimnisvolle Schatz

Als es feststand, daß Blackbeard nicht zurückkommen würde, hatte Carlos seinem Onkel so weit zu helfen vermocht, daß er ohne Hustenanfälle sprechen konnte. Er lag auf seinem Kissen und versuchte auf Justus' Fragen zu antworten. Leichter fiel es ihm allerdings auf Spanisch, und schließlich gab Carlos für ihn Auskunft, während

Onkel Ramos dalag und sich ausruhte, wobei er hin und wieder mit dem Kopf nickte und »Sí, sí!« sagte.

»Vor zwei Jahre, mein Onkel Ramos kam hierher«, erzählte Carlos den beiden Jungen. »Aus Mexiko, in Eselkarren mit Pablo. Mein Onkel ist sehr gut mit Pflanzen und Blumen. Aber er konnte nicht finden Arbeit hier. Jemand erzählte von diesem Haus, mit altes Gewächshaus, viel Glas zerbrochen. Er mietet es für fünf Dollar im Monat und hier er zieht Blumen.«

Peter und Justus nickten. Nach dem Zustand der Hütte ohne Abschluß gegen den Hof hin zu urteilen, war die Miete mit fünf Dollar im Monat noch teuer bezahlt.

»Onkel Ramos, er repariert Gewächshaus mit Blech von alten Dosen. Manche Blumen er zieht draußen. Besondere, seltene Blumen er zieht in Gewächshaus. Mit Eselkarren er bringt Blumen zum Markt in die Stadt. Einmal kommt großer, dünner Mann die Straße herunter zu unserem Haus. Er heißt John Silver, und er sagt, er kommt von England. Er ist schwach und krank und hat nicht viel Geld. Er bittet Onkel Ramos, daß er kann hier bleiben, und mein Onkel sagt ja. Señor Silver hat nur wenige Kleider in Seesack, und noch einen Kasten, aus Metall. Er ist lang und flach und breit, so wie hier –«

Carlos zeigte zwei verschiedene Abmessungen zwischen seinen Händen, und sein Onkel sagte mit heftigem Nicken »Sí, si«. Justus schätzte rasch ab.

»Ungefähr vierzig mal sechzig Zentimeter«, meinte er. »Weiter, Carlos. Du berichtest uns hier sehr wichtige Einzelheiten.«

»Dieser Kasten, er hat starkes Schloß«, sagte der Mexikanerjunge. »Wenn Mr. Silver schläft, Kasten ist unter Matratze. Jeden Abend er macht auf und schaut hinein, und wenn er hineinschaut, sein Gesicht sieht aus glücklich.«

Wieder nickte der Onkel und rief: »Sí, sí! Serr glücklich!«

»Onkel Ramos fragt Mr. Silver, was ist in Kasten. Mr. Silver lacht und sagt –« Carlos kratzte sich in der dichten, ungebärdigen schwarzen Mähne und versuchte sich an die Worte zu erinnern.

»Ja, er sagt: ›In diesem Kasten steckt Stück von Ende des Regenbogens, mit Schüssel voll Gold darunter.«

»Ein Stück vom Ende des Regenbogens mit einer Schüssel Gold darunter«, wiederholte Justus, das runde Gesicht in nachdenkliche Falten gelegt. »Eine äußerst rätselhafte Beschreibung. Erzähl weiter, Carlos«, bat er dann eindringlich.

»Ja, Señor Justus«, sagte der Mexikanerjunge, »dann Onkel Ramos bekommt Husten. Er fühlt nicht wohl, und er schickt nach mir. Ich mache Autostop und fahre hierher und versuche zu helfen, aber ich habe nicht Erfahrung mit Blumen.«

»Du bist guter Junge!« sagte sein Onkel auf Englisch. »Feiner Junge! Arbeiten hart!«

»Danke, Onkel Ramos.« Carlos strahlte. »Aber auch Mr. Silver ist krank. Er sagt, Krankheit in ihm, will nicht weggehen. Ich frage ihn, warum er nicht nimmt Schüssel voll Gold unter Regenbogen, wie er hat in Kasten, und geht zu guten Doktor. Er lacht, und dann er wird traurig. Er sagt zu mir, er wagt nicht. Er sagt . . .« – und Carlos holte tief Luft beim angestrengten Versuch, sich zu erinnern – »er sagt, wenn er versucht zu verkaufen Schüssel voll Gold in Kasten, er muß sagen seinen richtigen Namen und wo er Gold bekommen. Aber er ist hier in diesem Land gegen das Gesetz, und er würde gebracht zurück nach England, dort sie wollen ihn in Gefängnis werfen. So er muß leben hier, kein Geld, hat nur Freude an Stück von Regenbogen, solange er kann. Zum Schluß er sagt, es ist alles in Ordnung, er wird schon sehr bald weggehen.«

Carlos' kindliche Züge verdüsterten sich.

»Ich verstehe nicht gleich, was er meint«, sagte er. »Erst später. Aber einmal Mr. Silver bringt hier in Haus sieben junge Papageis, alle mit schöne gelbe Köpfe, und sieben Käfige. Er stellt sie in das Gewächshaus und beginnt, Vögel lehren sprechen.«

Peter und Justus sahen sich mit neu erwachtem Interesse an. Endlich gab es etwas über das Papageien-Rätsel zu erfahren!

»Mr. Silver sehr gut mit Vögel«, sagte Carlos. »Er hat Blackbeard, den Vogel, der spricht so gut, schon bei sich, als er gekommen.

Blackbeard sitzt immer auf seine Schulter, und er flucht. Dann Mr. Silver lacht. Jetzt in Gewächshaus er beginnt lehren Papageis. Jeder Papagei andere Wörter. Und er gibt ihnen komische Namen. Ich verstehe nicht Namen oder Wörter.«

»Die Namen stammen wohl meist aus der europäischen Literatur oder Geschichte«, erklärte Justus. »Deshalb waren sie dir nicht geläufig. Kannst du dich an welche von den Sprüchen erinnern, die er den Papageien beibrachte?«

»Nein.«

Carlos seufzte tief. »Erinnern für mich zu schwierig. Aber ein Papagei mit gelbem Kopf stirbt. Mr. Silver ist sehr entsetzt. Dann er sagt, Blackbeard muß sein Double für Papagei. Ich verstehe nicht, was das heißt.«

»Hier in Hollywood«, warf Peter ein, »weiß jeder, was ein Double ist. Es ist jemand, der in einer gefährlichen Szene für einen berühmten Schauspieler einspringt.

»Ja, also er hat gelehrt am Ende sechs gelbe Papageis und dunklen Vogel, davon er sagt, er ist seltener Papagei.«

»Das sagte er wahrscheinlich, um ihn nicht als Mynah oder Star zu bezeichnen und dich damit zu verwirren«, meinte Justus.

»Und was geschah, als er die Vögel soweit hatte, Carlos?«

Carlos breitete ratlos die Hände aus.

»Mr. John Silver geht weg«, sagte er. »In der Nacht, er geht weg. Er nimmt mit sich Metallkasten. Er ist fort drei Tage. Wenn er zurückkommt, er ist sehr schwach, sehr krank, und er hat nicht mehr den Kasten. Er sagt, er hat versteckt. Er sagt, bald er muß gehen, und er gibt uns nicht Kasten mit Stück von Regenbogen darin, weil uns würde machen Schwierigkeiten. Aber er schreibt langen Brief. Er gibt mir Brief für Post.«

»Weißt du noch, an wen der Brief gerichtet war?« fragte Justus gierig. Aber Carlos schüttelte den Kopf.

»Nein, Señor Justus. Aber er hat viele Marken und kleine rote und blaue Streifen überall an Rand.«

»Ein Luftpostbrief«, erkannte Peter.

»Möglicherweise nach Europa, wenn so viele Marken drauf waren«, fügte Justus hinzu.

»Er sagt, daß er weggeht bald. Er meint, daß er wird sterben. Er will nicht, daß wir ihn in Hospital bringen, weil er sagt, kein Hospital kann heilen ihn. Er sagt, er möchte sein bei Freunden.«

Die Erinnerung schlug sich Carlos auf die Stimme.

»Er ist sehr sonderbarer Mann, Mr. Silver. Er macht sonderbaren Spaß, er spricht in Rätsel, er lehrt Papageis komische Worte. Aber er ist unser Freund. Wir wissen, er ist gut!« Carlos schwieg kurz, dann fuhr er fort:

»Mr. Silver sagt, daß bald wird kommen ein sehr dicker Mann. Er wird uns geben tausend Dollar, und wir werden ihm geben die sieben sprechenden Vögel. Er lacht sehr laut, wenn er sagt das. Er sagt, das ist sein bester Spaß, daß er niemals hat gemacht besseren Spaß als diesen im ganzen Leben. Er sagt, der Spaß wird machen dicken Mann sehr viel schwitzen. Er geht schlafen und lacht über seinen Spaß. Dann am Morgen – am Morgen er wacht nicht auf.«

Der kleine Mexikaner schluckte mühsam. Peter und Justus ahnten, wie traurig ihm zumute sein mußte.

»Aber der dicke Mann ist nicht gekommen, oder?« fragte Justus schließlich.

Carlos schüttelte den Kopf. »Weil Mr. Silver unser Freund, wir sorgen, daß er wird begraben in kleine Friedhof hier bei uns. Wir haben kein Geld, aber wir versprechen, werden bald bezahlen. Wir warten eine Woche, zwei Wochen, drei Wochen. Aber dicker Mann kommt nicht. Zuletzt wir denken, er wird niemals kommen, und Onkel Ramos anspannt Pablo und stellt Papageis auf Wagen und fährt nach Hollywood. Dort er geht von Tür zu Tür und verkauft Papageis, weil wir brauchen Geld. Die Leute haben gern Papageis, sogar Al Capone und Blackbeard, und er verkauft sie alle an einem Tag, und wir haben Geld. Nur ein wenig, aber genug, zu bezahlen für Mr. Silvers Grab. Nicht genug aber, zu flicken Haus.«

Und da lächelte Carlos wieder.

»Nun ich habe Holz, Nägel, Türe«, sagte er. »Ich flicke Haus. Bald Onkel Ramos ist wieder gut, und wir zufrieden. Oh, ich danke dir tausendmal, Señor Justus.«

»Nein, du hast dir die Prämie verdient, und es wäre noch viel mehr gewesen, wenn wir's gehabt hätten«, entgegnete Justus ernsthaft. »Jetzt aber noch etwas. Der dicke Mann ist dann doch noch gekommen, nicht?«

»O ja.« Carlos nickte, und der Kranke im Bett hob den Kopf und stimmte ein: »Sí, sí!«

»Zwei Wochen nachdem wir verkaufen Papageis, er kommt. Er ist sehr böse. Er beschimpft Onkel Ramos, weil er nicht kann lesen und schreiben und nicht weiß, an wen er hat verkauft Papageis. Onkel Ramos sagt, er soll gehen und nicht wiederkommen. Dann der Mann bittet und bittet. Ich hole Karte von Tankstelle, Onkel Ramos zeigt ihm Stadtteil, wo er hat verkauft Papageis, und dann der dicke Mann geht weg mit Sportwagen Ranger. Aber er läßt seine Karte hier, mit Name und Adresse und Telefonnummer. Er sagt, Onkel Ramos muß sagen, wenn er erinnert mehr. Aber Onkel Ramos kann nicht. Es ist sehr schade. Tausend Dollar haben, das wäre sehr fein. Aber wir können leben ohne das.«

Stolz richtete sich Carlos auf.

»Wir sorgen für unseren Freund. Wir zahlen unsere Schulden. Irgendwo ich werde bekommen Geld für Miete. Señor Dicker Mann kann nicht wieder beschimpfen meinen Onkel.«

Justus überlegte. Nun wußten sie über die Papageien einiges mehr als zuvor. Aber eine ganze Menge wußten sie eben noch nicht. Er wollte gerade noch etwas fragen, als Kenneth, der kräftige Ire, durch den Türrahmen ohne Tür hereinkam. Carlos' Bericht hatte die Jungen völlig gefesselt, und so hatten sie ganz vergessen, daß Kenneth inzwischen das Baumaterial vom Lastwagen abgeladen hatte.

»Alles abgeladen«, sagte er. »Fertig zum Heimfahren?«

»Ich denke doch«, sagte Justus. »Nein, warte mal. Hast du im Wagen einen Stadtplan von Los Angeles und Hollywood?«

»Klar, sogar zwei oder drei«, antwortete Kenneth. »Brauchst du einen?«

»Peter, hol ihn rasch«, sagte Justus.

Peter flitzte los, fand die Pläne, wählte den aus, der das Straßennetz am deutlichsten zeigte, und brachte ihn her.

»Carlos«, meinte Justus, »kannst du uns die Gegend zeigen, in der dein Onkel die Papageien verkauft hat?«

Zu seinem Onkel gewandt, rasselte der Junge auf Spanisch etwas herunter. Der Onkel nickte. Carlos setzte sich auf den Bettrand und kreiste mit Bleistift den Teil des Stadtgebiets ein, den ihm sein Onkel zeigte.

»Hier, Señor Justus«, sagte er dann. »Irgendwo in diesem Kreis. Aber welche Straßen, leider mein Onkel kann nicht sagen.«

Justus nahm den Plan wieder an sich, faltete ihn zusammen und steckte ihn ein.

»Danke schön, Carlos«, sagte er. »Einen ungefähren Begriff haben wir auch selbst schon, weil wir wissen, wer Lucullus und Schneewittchen gekauft hatte. Ich denke, das ist alles, was wir bis hierher in Erfahrung bringen können. Allerdings erscheint mir der Fall im Augenblick rätselhafter denn je.«

»Kann man wohl sagen«, meinte Peter.

»Wenn wir nur Blackbeard nicht verloren hätten . . .« fing Justus an. »Aber ein guter Detektiv muß immer mit Rückschlägen rechnen.«

Er gab Carlos die Hand.

»Ich hoffe, es geht deinem Onkel bald besser«, sagte er. »Wenn Mr. Claudius noch mal auftaucht und deinen Onkel belästigt, dann hol die Polizei. Die werden schon mit ihm fertig werden.«

»Die Polizei – ha!« Carlos' dunkle Augen blitzten. Er griff nach einem Rohrstock, der am Tisch lehnte. »Señor Dicker Mann wird brauchen Doktor!«

Davon waren Justus und Peter voll Bewunderung überzeugt.

Sie ließen Carlos mit seinem Stock in der Hand zurück und kletterten auf den Lastwagen. Auf dem ganzen Rückweg saß Justus mit

gesenktem Kopf da und knetete seine Unterlippe, und sein Denkapparat arbeitete so intensiv, daß Peter es beinahe hören konnte.

Als sie zum Schrottplatz zurückkamen, riskierte Peter eine Anfrage bei Justus, wie weit seine Überlegungen inzwischen gediehen seien.

»Ich möchte erst darüber schlafen, ehe ich die Bedeutung dessen, was wir bis jetzt wissen, zu ergründen suche«, erklärte der Erste Detektiv. »Morgen müssen wir damit beginnen, die Fakten einer neuerlichen Prüfung zu unterziehen. Offen gestanden: dieser Fall weist mittlerweile Aspekte auf, denen ich ziemlich ratlos gegenüberstehe.«

»Ziemlich ratlos ist gut«, meinte Peter dazu. »Ich bin total durcheinander. Just, kannst du dich nicht mal normal ausdrücken? Nur so zur Abwechslung. Könntest du nicht auch sagen: Das ist ein spezialgelagerter Sonderfall?«

Justus sah seinen Freund groß an.

»Na schön«, lenkte er ein. »Ich will mal nicht so sein. Das ist wirklich ein spezialgelagerter Sonderfall!«

Blackbeard der Pirat

Am nächsten Morgen kam Bob Andrews mit dem Rad durchs Haupttor in den Schrottplatz der Firma Jonas gefahren. Sofort erkannte er, daß die drei ??? an diesem Vormittag wohl keine Sitzung einberufen konnten. Peter und Justus arbeiteten schwer, und Mrs. Mathilda Jonas führte die Oberaufsicht.

Sie erspähte auch Bob, kaum daß er im Hof war.

»Du kommst gerade recht, Bob Andrews!« rief Mrs. Jonas herüber. »Heute machen wir Inventur.«

Mrs. Jonas hatte ein weites Herz, aber wenn sie einen Jungen zu sehen bekam, hatte sie nur einen Gedanken: ihn zu irgendeiner Arbeit anstellen! Sie ließ Peter und Justus derart schufteten, daß sie kaum Zeit fanden, sich den Schweiß von der Stirn zu wischen. Sie zählten Badewannen und Spülbecken, hoben gebündelte Eisen-

stangen an, um sie zu zählen, räumten Stapel von Altmaterial ab, um festzustellen, was dahinter steckte, und gaben ihre Ermittlungen an Mrs. Jonas weiter.

»Ein Sechs-Meter-T-Träger!« rief Peter.

»Ein Sechs-Meter-T-Träger«, wiederholte Mrs. Jonas und schrieb es auf. Als Bob herangekommen war, übergab sie ihm Block und Bleistift. »Mach du hier weiter, Bob.«

Bob hatte kaum Zeit, den Stift zur Hand zu nehmen, als Justus schon herüberschrie: »Zwölf gußeiserne Spülbecken!« Bob schrieb es nieder. Da trat Justus ganz nahe an ihn heran und flüsterte: »Wir wollen uns hier was verdienen, Bob. Ich hab' eine Idee, die ich gern ausprobieren möchte.«

Mitten in der Arbeit bemerkte Bob, daß sich Mrs. Jonas in der Nähe ihrer Zentrale zu schaffen machte. Sie betrachtete sich den Berg aus alten verrosteten Boilern, Stahlrohren, Brettern, Balken, und anderen großen Stücken Altmaterial, den Kenneth und Patrick damals auf Justus Geheiß im Laufe vieler Monate so aufgestapelt hatten, daß er ihre Zentrale, den großen Campinganhänger, völlig den Blicken entzog. Mrs. Jonas starrte den Haufen Zeug an und runzelte die Stirn.

»Justus!« rief sie. »Warum habt ihr die Sachen hier nicht erfaßt?«

Justus sah erst Bob an, dann Peter, und Peter blickte zu den Freunden zurück. Keiner sagte ein Wort.

»Justus!« rief Mrs. Jonas. »Hörst du nicht? Komm rüber und hilf mir, das Zeug aufnehmen!«

Sie rückte und zog an Rohren und Boilern, und Justus und Peter liefen zu ihr hin. Sie fürchteten schon, gleich würde ihr geheimes Hauptquartier entdeckt werden.

»Entschuldige, Tante Mathilda«, sagte Justus, »aber das Zeug hier ist nicht viel wert. Es lohnt sich kaum, sich damit aufzuhalten.«

»Warum nicht?« fragte Mrs. Jonas. »Sieh dir doch an, was das für ein Haufen ist! Ich möchte nur wissen, was da noch alles drinsteckt«, meinte sie. »Vielleicht sollten wir auch den ganzen Krempel rauswerfen und den Platz für wertvollere Ware ausnützen.«

Da hupte es dreimal, und der große Lastwagen mit Kenneth am Steuer rollte in den Hof ein. Mrs. Jonas drehte sich um, und sobald sie sah, was der Lastwagen geladen hatte, dachte sie nicht mehr an den Stapel von altem Zeug, der die Zentrale verbarg.

»Du meine Güte! Ich bin sprachlos!« rief sie. »Titus Andronicus Jonas, was hast du nur wieder aufgegebelt?«

Das meiste davon war Schrott und Trödel, aber ganz hinten auf der Pritsche thronte eine eiserne Tierfigur. Es war ein lebensgroßes Rentier mit mächtigen Schaufeln.

»Puh!« machte Mrs. Jonas. »Na ja, vielleicht können wir das an einen Sammler verkaufen, aber ich möchte wetten, daß du das Ding viel zu teuer eingekauft hast.«

»Das habe ich nicht zum Verkaufen mitgebracht«, erwiderte Titus.

»Ich will es vor dem Tor aufstellen.« Er sprang vom Wagen und drückte seine Frau an sich. »Dann hat mein Eheweib einen Beschützer, wenn ich unterwegs bin«, sagte er.

Mrs. Jonas mußte lachen. Jetzt hatte sie den Haufen alten Kram, hinter dem die Zentrale lag, endgültig vergessen.

»Du meine Güte«, sagte sie mit einem Blick nach der Sonne, »schon Essenszeit. Ihr Männer müßt hungrig sein. Wo seid ihr denn den ganzen Vormittag gewesen?«

Doch ohne eine Antwort abzuwarten, eilte sie zum Lagerhof hinaus auf das kleine weiße Haus zu, das außerhalb der Umzäunung stand.

»Wollt ihr drei mit uns warm essen, oder möchtet ihr lieber Brote?« rief sie noch zurück.

»Brote bitte, Tante Mathilda«, antwortete Justus. »Wir müssen eine Sitzung einberufen.«

»Ach ja, euer Klub«, meinte sie abwesend und ging weiter. Justus hatte seiner Tante am Anfang einmal erzählt, daß sie ein Detektivbüro eröffnen wollten, aber an Einzelheiten konnte sie sich heute nicht mehr erinnern. So meinte sie eben, es handle sich um einen Klub.

Justus ging ihr nach, um sich die Brote zu holen, und Peter und

Bob halfen inzwischen beim Abladen. Anschließend machte Bob rasch eine Aufstellung über die neu hinzugekommene Ware.

Patrick und Kenneth, die beiden Helfer, machten die Schwerarbeit. Zwischendrin fand Kenneth aber Zeit, den Jungen zu berichten, weshalb sie so spät zurückgekommen waren.

»Wir entdeckten auf einmal, daß wir in der Gegend waren, wo euer Freund Carlos wohnt«, sagte er. »Da liefen wir rüber und packten mit an, weil er gerade das Haus reparierte. Jetzt ist dort alles wieder in bester Ordnung. Er ist ein netter Kerl, dieser Carlos. Seinem Onkel geht's auch schon besser.«

Es freute sie zu hören, daß Carlos und sein Onkel nun gut zurechtkamen. Und sie bewunderten Carlos' Energie.

»Mr. Jonas hat gemerkt, daß sie kein Geld haben«, fuhr Kenneth fort. »Da tat er so, als hätte sich Mrs. Jonas beim Zusammenstellen der Rechnung für das Baumaterial geirrt. Er gab Carlos fünf Dollar und siebzehn Cent zurück. Hat er schlau angefangen, der Chef. Fünf Dollar – das hätte wie geschenkt ausgesehen. Also legte er siebzehn Cent dazu, und die Sache war in Ordnung.« Dann zwinkerte Kenneth den beiden plötzlich zu.

»Für Just hab' ich eine Überraschung mitgebracht«, sagte er. »Carlos schickt ihm ein Geschenk. Ich hol's mal runter.«

Ein Geschenk? Peter und Bob sahen sich an. Was mochte das sein?

Kenneth stieg auf den Fahrersitz und kam mit einer Pappschachtel wieder herunter. Sie war fest verschnürt, und oben waren Löcher eingestochen. Kenneth gab Peter die Schachtel.

»Carlos sagt, ihr sollt sie nicht im Freien aufmachen«, erklärte er. »Innen liegt auch ein Zettel, da steht drauf, warum.«

Er ging wieder zu Patrick und Mr. Jonas, um den Rest abladen zu helfen.

»Komm, Bob!« sagte Peter. »Wir gehen in die Zentrale rüber und machen die Schachtel auf. Ich hab' so den Eindruck, Just wird entzückt sein, wenn er sieht, was da drinsteckt.«

Sie schlüpfen an den Stapeln von Schrott und Altmaterial vorbei, bis sie hinten bei ihrer Abzugspresse waren. Bob schob das alte

Eisengitter vor Tunnel II zur Seite und kroch hinein. Peter kam hinterher. Sie krabbelten vor bis zu der Tür, die aufging, nachdem Bob an einer bestimmten Stelle gedrückt hatte. Dann kletterten beide in die Zentrale hinauf und knipsten das Licht an. Das war notwendig, weil die ringsum aufgetürmte Schrottkulisse dem Anhänger fast das ganze Tageslicht raubte.

Als erstes schloß Peter die Lüftungsklappe im Dach.

»Wir wollen kein Risiko eingehen«, sagte er, als er die um die Schachtel geknotete Schnur durchschnitt. Er breitete die Verschlüßklappen auseinander – und da, in einer Ecke des Kartons, duckte sich verängstigt ein nicht sehr großer dunkler Vogel mit gelbem Schnabel.

»Blackbeard!« schrie Peter.

In der Schachtel lag noch ein Zettel. Bob holte ihn heraus. Den Worten darauf war anzusehen, daß jemand sich redlich und geduldig bemüht hatte, saubere Buchstaben zu malen.

»Lieber Señor Justus!

Hier ist Señor Blackbeard. Er kommt nach Hause am Abend. Ich schicke ihn Dir. Bitte behalte ihn, denn er ist mein Freund und Du bist mein Freund. Ich habe auch Furcht, der dicke Mann versucht ihn zu stehlen. Wir haben nun schönes Haus und ich danke Dir tausendmal.

Carlos Gomez.«

Als Bob den Brief laut vorgelesen hatte, plusterte Blackbeard sein Gefieder auf und hüpfte auf den Rand des Kartons. Er bäugte Peters Finger, als seien sie ein Leckerbissen. Rasch zog Peter die Hand zurück.

»Nichts da!« schrie er. »Gestern hast du mein Ohr angeknabbert. Mehr Blut kriegst du nicht von mir. Sonst entwickelst du dich noch zu einem Vampir.«

Hinter ihnen rührte sich etwas. Justus war aus der Falltür aufgetaucht und richtete sich eben auf. In halber Höhe sah er sich Auge in Auge mit Blackbeard auf seiner Schachtel.

Justus und Blackbeard erschrakten beide heftig. Sie starrten sich an. Dann schlug Blackbeard mit den Flügeln.

»Ich bin Blackbeard der Pirat! Meinen Schatz vergrub ich in finst'rer Nacht, wo die Toten halten ewig Wacht«, krächzte er. »Ich hab noch jeden reingelegt! Da guckste in die Röhre, was?«

Und er lachte keckernd wie einer, der einen guten Witz weiß und ihn für sich behalten möchte.



Aha! Der falsche Super-Papagei gibt eine weitere Kostprobe seiner Sprachkünste. Nur – Stevensons Stil sind die letzten beiden Sätze wohl kaum, oder meint ihr?

Die zweite Lawine

Peter, Bob und Justus saßen in ihrer Zentrale um den Schreibtisch und vertilgten die belegten Brote, die Justus mitgebracht hatte. Sie wußten, daß Mrs. Jonas ihnen gleich nach dem Essen wieder Arbeit zuteilen würde. Über ihren Köpfen hockte Blackbeard in dem Käfig des zahmen Raben, den die drei Jungen kurze Zeit besessen hatten und der eines Tages leider spurlos verschwunden war.

Blackbeard schien sich für jedes Wort der Unterhaltung zu interessieren.

»Wir wissen, daß Mr. Claudius Lucky und Schneewittchen hat«, brachte Peter vor. »Wir hörten ihn sagen, er hätte vier von den Papageien. Unsere Aufgabe war ursprünglich, Lucky und Schnee-

wittchen zu finden. Also schlage ich vor, wir gehen einfach zu Mr. Claudius hin und sagen ihm, er soll die Papageien zurückgeben, oder wir rufen die Polizei. Er weiß ja nicht, daß wir versprochen haben, die Polizei aus dem Spiel zu lassen, und daß wir nur bluffen.«
»Hmm«, Justus bearbeitete seine Unterlippe. Bob erriet, daß er mit seinen Gedanken bei dem eigentlichen Geheimnis war – was es nämlich mit den Papageien auf sich hatte und warum Claudius so sehr darauf erpicht war. Unverkennbar juckte es Justus in den Fingern, dieses Geheimnis zu enthüllen.

»Eines kompliziert die Sache«, meinte Justus. »Es scheint so, als hätte dieser rätselhafte John Silver gewollt, daß Claudius tatsächlich die Papageien bekommt.«

»Mag sein«, sagte Bob, »aber deshalb hatte Claudius doch kein Recht, Mr. Fentriss und Miss Waggoner zu bestehlen. Ich schließe mich Peter an. Wir sollten zu ihm gehen und ihn auffordern, die Vögel zurückzugeben. Wir können ja Patrick oder Kenneth mitnehmen, damit sich der Dickwanst anständig benimmt.«

»Na schön«, meinte Justus. »Hier ist Mr. Claudius' Karte.«

Er holte die Karte aus der Tasche, die ihm Carlos gegeben hatte. Darauf stand:

CLAUDE CLAUDIUS
Kunst- und Antiquitätenhandel
London – Paris – Wien

Darunter war eine Adresse und eine Telefonnummer in Hollywood hingeschrieben.

»Du rufst ihn an, Bob«, sagte Justus. »Deine Stimme kennt er nicht. Sag, du hättest einen Papagei mit gelbem Kopf zu verkaufen und möchtest wissen, ob er sich dafür interessiert. Deine Mutter hat ihn von einem mexikanischen Händler erstanden. Mach mit ihm einen Treffpunkt aus, und da gehen wir dann natürlich alle hin.«
Bob wählte die Nummer. Er fragte sich, ob er wohl die Geschichte glaubhaft vorbringen könne. Doch es erwies sich, daß er gar nicht

dazu kam. In der Telefonvermittlung des Appartementhauses sagte man ihm, Mr. und Mrs. Claudius seien vor zwei Tagen ausgezogen.

Über Justus Verstärker konnten alle drei das Gespräch laut mithören. Justus flüsterte Bob ins Ohr: »Frag mal, ob sie die Papageien mitgenommen haben.«

Das tat Bob. Er erhielt zur Antwort, Mr. und Mrs. Claudius hätten in dem gemieteten Appartement keine Papageien gehabt, da die Verwaltung Haustiere nicht zulasse. Ratlos legte Bob den Hörer auf.

»Er ist fort. Nun wissen wir erst recht nicht, wo wir ihn finden.«

»Ausgezeichnet«, bemerkte Peter. »Wir machen gewaltige Fortschritte. Und zwar rückwärts.«

»Nur ein momentaner Rückschlag«, wandte Justus ein. »Zweifelloos haben sie noch eine weitere Wohnung, wo sie die Papageien unbemerkt im Versteck halten können. Selbstverständlich würden sie keine entwendeten Papageien in ein hochvornehmes Appartementhaus mitnehmen. Das würde sofort auffallen.«

»Wie du meinst«, sagte Peter. »Mir fällt jedenfalls jetzt nichts mehr ein. Red du nur weiter.«

»Vielleicht hat Bob was zu sagen.« Justus sah zu dem kleineren Jungen hinüber. »Bob beobachtet immer so gut.«

»Und so gestelzt redet er auch nicht daher«, murmelte Peter.

»Also los, Bob, was meinst du dazu?«

»Tja«, sagte Bob, »ich finde, ehe wir neue Pläne schmieden, sollten wir mal Ordnung in die uns bekannten Fakten bringen, damit wir klarer sehen. Wir sind ja mitten in die Sache hineingestolpert, als Mr. Fentress' Papagei gestohlen wurde. Aber eigentlich liegt der Anfang viel weiter zurück.«

»Johoo – und 'ne Buddel Rum!« kreischte Blackbeard.

»Weiter, Bob«, sagte Justus. »Es kann von großem Nutzen sein, wenn ein anderer die Sachlage aus seiner Sicht darstellt.«

»Mir scheint«, meinte Bob ernsthaft, »daß der ganze Fall bei dem Engländer anfängt, der sich John Silver nannte. Als er vor vielen

Monaten bei Carlos und seinem Onkel ankam, hat er zugegeben, daß er illegal eingereist ist, um seiner Verhaftung in England zu entgehen. Und er hatte einen flachen Metallkasten bei sich, der nach seiner Behauptung etwas Kostbares enthielt, das er nicht zu verkaufen wagte.«

Bob sah zu Justus hinüber, aber Justus machte keine Anstalten, ihn zu unterbrechen, und so fuhr er fort.

»Mr. Silver war krank«, sagte Bob. »Er lag im Sterben. Ehe er starb, versteckte er den Kasten mit dem kostbaren Objekt, sofern dieses überhaupt existierte. Aber er hinterließ sieben Papageien – wenn man Blackbeard dazurechnet –, denen er merkwürdige und rätselhafte Sprüche beigebracht hatte.«

»Merkwürdig und rätselhaft«, murmelte Peter. »Das ist noch milde ausgedrückt.«

»Er gab Carlos und seinem Onkel den Auftrag« – Bob schlug in seinen Aufzeichnungen nach –, »einen Brief abzuschicken, woraufhin bald ein dicker Mann kommen und ihnen für die Papageien tausend Dollar bezahlen würde. Doch der dicke Mann, Mr. Claudius, verspätete sich. Carlos' Onkel verkaufte die Papageien, um John Silvers Begräbnis bezahlen zu können. Als dann der dicke Mann doch noch kam, geriet der in fürchterliche Wut, weil die Papageien weg waren. Dann machte er sich jedoch selbst auf die Suche nach ihnen. Da er wußte, in welchem Stadtbezirk sie verkauft worden waren, sah er sich so lange um, bis er vier Papageien aufgespürt hatte. Wir wissen, daß er zwei von ihnen gestohlen hat – vielleicht auch alle vier. Die drei Detektive kamen wegen des gestohlenen Lucullus mit dem Fall in Berührung.

Wir haben hier Blackbeard, den Vogel, auf den Claudius besonders scharf ist, aber wir haben keine Ahnung, wo die beiden noch fehlenden Papageien stecken. Auch wissen wir nicht, wieso die Vögel für Claudius so wichtig sind. Claudius ist ausgezogen und hält sich offenbar versteckt – jedenfalls wissen wir nicht, wo er ist. Und das« – Bob holte tief Luft – »ist im Augenblick der Stand der Dinge.«

»Schau unter die Steine jenseits der Gebeine! Ich hab' noch jeden

reingelegt!« rief Blackbeard mit schriller Stimme und schlug mit den Flügeln.

»Sehr klare Darstellung«, sagte Justus. »Aber ich glaube, ich kann noch ein paar eigene Folgerungen beisteuern. Zunächst einmal muß John Silver ein belesener Mann gewesen sein, der vermutlich mit Literatur zu tun hatte. Nehmen wir nur den Namen, den er sich selbst gab – John Silver. Ich bin überzeugt, daß er ihn sich vom langen John Silver, dem Schiffskoch in Robert Louis Stevensons ›Schatzinsel‹, geborgt hat.«

»Ja, das paßt ganz gut ins Bild«, bestätigte Peter.

»Die Tatsache, daß er sich nach einem Seeräuber nannte, gibt uns einen Hinweis darauf, daß sein geheimnisvoller Schatz aus einem Diebstahl stammte. Deshalb wagte er ihn wahrscheinlich auch nicht zu verkaufen. Daß er beruflich mit Literatur und vielleicht Geschichte zu tun hatte«, fuhr Justus fort, »sehen wir aus den Namen, die er den Papageien gab. Lucullus – Schneewittchen – Blackbeard der Pirat – Sherlock Holmes – Robin Hood – Käpt'n Kidd.«

»Und Al Capone«, ergänzte Peter.

»Ja, der Gangster, der in den zwanziger Jahren Chicago unsicher machte. Jedenfalls erinnern fast alle Namen an literarische Gestalten oder historische Personen.«

»Halt mal!« rief Bob. »Vielleicht war der Schatz in dem Metallkasten ein kostbares Buch. Seltene Bücher sind oft Tausende von Dollars wert!«

Justus zog die Stirn in Falten.

»Das stimmt«, sagte er. »Aber erinnere dich daran, wie John Silver selbst seinen Schatz beschrieben hat: als ›ein Stück vom Ende des Regenbogens, mit einer Schüssel Gold darunter‹. Nach einem Buch hört sich das nicht an.«

»Nein«, stimmte Peter ein.

»Also: wo wären wir nun? Wir haben Lucky und Schneewittchen und Mr. Claudius aus den Augen verloren. Wir stehen vor dem Nichts.«

»Würde ich nicht sagen«, meinte Justus. »Gestern hörten wir

Claudius selbst erwähnen, daß noch zwei Papageien fehlen. Ich schlage vor, daß wir nach diesen beiden Papageien fahnden. Zusammen mit Blackbeard hätten wir dann drei Vögel, und Claudius hat vier. Früher oder später wird er erfahren, daß wir sie haben, und dann müssen wir ihn nicht länger suchen. Dann kommt nämlich er zu uns!«

»Will mir gar nicht gefallen, daß der hierher kommen soll«, brummte Peter vor sich hin. »Und noch viel weniger will es mir gefallen, daß wir losziehen und Papageien klauen sollen.«

»Das ist auch keineswegs vorgesehen«, klärte ihn der Erste Detektiv auf. »Ich beabsichtige, sie zu kaufen.«

»Sie kaufen?« fragte Peter, und auch Bob sah verblüfft aus. »Wie können wir sie kaufen, wenn wir nicht mal wissen, wo sie sind?«

»Du vergißt die Telefon-Lawine«, sagte Justus. »Ich kenne mindestens drei Jungen, die in diesem Teil von Hollywood wohnen.« Er legte den Finger auf die Stelle im Stadtplan, wo Carlos einen Bezirk mit dem Stift eingekreist hatte. »Diese Jungen werde ich anrufen. Sie werden wieder andere verständigen, und bald ziehen sich dort die Nachforschungen über das ganze Gebiet.«

Bob und Peter waren sichtlich beeindruckt.

»Just, das ist die Idee!« rief Bob. »Ein Papagei – das interessiert jeden. Ich meine, wenn jemand in der Nachbarschaft einen Papagei kauft, der gut sprechen kann, dann reden die Leute darüber. Bald weiß es die ganze Straße. Egal, wer Carlos' Onkel die Papageien abgekauft hat – irgendwelche Leute werden es schon wissen, und die finden wir mit der Telefon-Lawine!«

»Diesmal können wir keine Prämie bieten«, sagte Justus, »aber ich glaube, der Spannungsgehalt einer so wichtigen Ermittlungskampagne wird unseren Helfern hinlänglich Ansporn sein.«

»Wie sollen wir die Papageien kaufen? Wir haben doch kein Geld.«

»Ich werde versuchen, welches aufzutreiben«, sagte Justus. »Und wenn ich es nicht schaffe, dann können wir vielleicht die Besitzer dazu überreden, daß sie uns die Sprüche der Vögel auf Band aufnehmen lassen. Inzwischen steht es ja fest, daß der geheimnisvolle John

Silver vor seinem Tod den Papageien gewisse ungewöhnliche und sonderbare Reden beibrachte und damit einen bestimmten Zweck verfolgte. Diese Absicht dahinter erklärt auch, warum Claudius so darauf versessen ist, alle Vögel in seinen Besitz zu bringen. Ich bin sicher, der Grund dafür –«

Und genau in diesem Augenblick tönte Mrs. Jonas' gewaltige Stimme über den Platz.

»Justus! Peter! Bob! Wo steckt ihr Schlingel? Es ist Zeit zum Weitermachen, hört ihr? Auf, an die Arbeit.«

Nun gab es kein Säumen mehr – nicht wenn Mrs. Jonas so rief. Sie schossen durch Tunnel II wie drei Kugeln aus einer Pistole. Blackbeard krächzte hinter ihnen her: »An die Arbeit! An die Arbeit!« Es hörte sich an, als hätte er seinen Spaß daran.

In die Falle gelockt!

»Das muß die erste Adresse sein«, sagte Peter am folgenden Morgen und sah noch einmal auf dem Zettel mit den beiden Namen und Anschriften nach. »Bitte anhalten.«

»Machen wir«, sagte der Mann, der an diesem Tag den Rolls-Royce fuhr. Er war klein und hatte schlaue, neugierige Augen und hieß Fitch. Als Justus Morton und den Wagen telefonisch bestellen wollte, hatte ihm die Autovermietung mitgeteilt, Morton sei heute nicht im Dienst. Das war eine Enttäuschung, denn die Jungen hatten sich an Morton gewöhnt. Doch es blieb keine Wahl, als mit dem anderen Fahrer vorliebzunehmen.

Der Wagen hielt am Gehsteig, und Fitch drehte sich um und grinste Bob und Peter an. Justus war nicht dabei. Die Schwester seiner Tante war schwer krank. Onkel und Tante waren in Eile abgereist, und Justus mußte sich notgedrungen um den Betrieb kümmern. Deshalb waren Peter und Bob heute auf sich gestellt.

»Spielt ihr Bürschchen heute wieder Detektiv?« wollte Fitch wissen. »Morton hat mir von eurem Verein erzählt. Wendet euch nur

an mich, wenn ihr mal Hilfe braucht. Ich war früher Wachmann bei einer Bank.« Er schlug sich an die Stirn. »Glaubt mir, was ich über Kriminelle nicht weiß, das ist auch nicht der Rede wert.«

Keiner der Jungen war von dem neuen Fahrer angetan. Peter nickte kurz und sagte: »Danke, Fitch. Heute sind wir aber nur ein paar vermißten Papageien auf der Spur.«

»Vermißten Papageien –« Fitch wurde rot. »Na gut, ich hab' verstanden.« Er wandte sich wieder nach vorn und griff zu einer Zeitung. Er meinte, Peter hätte einen Witz gemacht.

Am Abend vorher hatte Justus wie geplant seine Telefon-Lawine wieder in Gang gesetzt, diesmal begrenzt auf den von Carlos bezeichneten Teil Hollywoods und mit der Bitte um Informationen über Leute, die vor kurzem einen Papagei mit gelbem Kopf gekauft hatten. Von den Anrufern hatten die Jungen erfahren, daß ein dicker Mann vor einigen Tagen von Tür zu Tür gegangen war und zwei Papageien – Käpt'n Kidd und Sherlock Holmes – ausfindig gemacht hatte. Indem er den Besitzern das Doppelte des Kaufpreises anbot, hatte er die Papageien erwerben können.

Die beiden Papageien namens Al Capone und Robin Hood hatte der dicke Mann jedoch noch nicht aufgespürt. Peter und Bob kannten die Adresse der Leute, die diese beiden gekauft hatten, und sie hofften, die Vögel zurückkaufen zu können. Sie hatten fünfundsiebzig Dollar bei sich, die Justus seiner Tante als Vorschuß abgeknöpft hatte; dafür hatte er versprochen, alle drei würden mindestens zwei Wochen lang auf dem Schrottplatz schwer arbeiten. Sie hofften, daß das reichen würde. Für den Notfall hatte Peter noch sein tragbares Tonbandgerät mitgenommen, damit er die Sprüchlein, die diese Vögel vielleicht hersagen konnten, wenigstens auf Band aufnehmen könnte.

Die Jungen stiegen aus und gingen zwischen hohen Sträuchern einen betonierten Weg entlang auf ein altmodisches stuckverziertes Haus zu. Als sie noch zehn Schritte weit weg waren, öffnete sich die Haustür, und ein großer magerer Junge mit langer Nase trat heraus. Er grinste die beiden boshaft an.

»Skinny Norris!« rief Peter, und beide blieben verdutzt stehen.

»Was machst du denn hier?«

Skinner Norris verbrachte alljährlich mit seiner Familie die Ferien in Rocky Beach. Er war schon achtzehn und fuhr einen eigenen Wagen.

Diesen Vorteil und ein großzügig bemessenes Taschengeld machte er sich zunutze, um bei den halbwüchsigen Jungen im Städtchen als Anführer aufzutreten.

Sein Ehrgeiz zielte darauf ab, sich Justus Jonas als überlegen zu erweisen, und er hatte das schon mehrmals versucht, allerdings ohne Erfolg. Deshalb verwandte er viel Zeit darauf, Justus und seine Freunde bei ihren Unternehmungen zu bespitzeln. Es gelang ihm nicht oft, aber manchmal war er doch sehr lästig.

Skinner grinste noch hämischer. Er hielt die Hände auf dem Rücken, als halte er etwas versteckt.

»Kommt ihr nicht ein bißchen spät?« höhnte er. »Das heißt, falls ihr deshalb gekommen seid.«

Er zeigte einen Vogelkäfig vor, in dem ein gelbköpfiger Papagei hockte. Um die Augen zogen sich schwarze Flecken wie eine Maske, und an einer Seite des Kopfes hatte er eine Narbe, die offenbar von einem Kampf herrührte. Al Capone!

»Ein Papagei?« Peter versuchte Überraschung zu mimen, und Bob spielte zur Unterstützung mit.

»Wieso sollte uns ein Papagei interessieren, Skinny?« fragte er.

Aber der Bluff half ihnen nichts. Diesmal war ihnen Skinny zuvor gekommen, und alle drei wußten es.

»Ich war gestern abend bei der Familie nebenan zu Besuch«, sagte er triumphierend. »Mein Freund bekam einen Anruf und erfuhr, daß der Fettwanst vom Schrottplatz nach Papageien mit gelbem Kopf sucht, die vor kurzem verkauft worden sind. Er sagte mir, hier in diesem Haus sei so einer, und da kam ich heute früh gleich rüber und kaufte ihn für vierzig Dollar. Zufällig weiß ich einen, der ihn mir für hundertfünfzig wieder abnimmt. Also brauche ich meine kostbare Zeit nicht mit euch zu verquasseln.«

Mit dem Papageienkäfig ging er an ihnen vorbei. Der Papagei klammerte sich an die Käfigstangen und hielt den Kopf schief.

»Ich hab' noch jeden reingelegt«, krächzte er.

»Halt den Schnabel, du!« sagte Skinner Norris wütend und lief rasch die Straße hinunter. Bob und Peter sahen ihn in einen blauen Sportwagen steigen, der ihnen vorher nicht aufgefallen war, da er hinter sehr großen Büschen versteckt stand, und brauste davon.



Nanu? Dieser letzte Papageien-Spruch ist uns doch nicht ganz unbekannt? Zu Al Capone paßt diese Ausdrucksweise, zugegebenermaßen. Sollte Blackbeard als Imitator noch mehr auf Lager haben?

»Was meinst du, wem Skinny den Papagei verkaufen will?« fragte Peter. »Diesem Claudius?«

Bob hatte keine Ahnung. Aber er zog sein Notizbuch heraus und kritzelte etwas hinein.

»Ich schreib mal auf, was Al Capone gesagt hat«, erklärte er. »Ich hab' noch jeden reingelegt.« Wenn wir den Vogel schon nicht haben, so haben wir doch wohl seinen Spruch, wie er ihn von John Silver gelernt hat. Vielleicht kann Just was damit anfangen.«

»Wenn ja, ist er ein As«, meinte Peter. »Das klingt wirklich nach einem Gangster wie Al Capone, aber was soll's? Na ja, versuchen wir's jetzt mit Robin Hood.«

Beide stiegen in den wartenden Wagen, und Peter nannte Fitch noch eine Adresse. Sie war nur wenige Straßen weiter, ein altes, abgetakeltes Haus hinter einem großen Vorgarten.

Als sie über den Gartenweg gingen, wandte sich Peter an Bob. »Ich hab' mir da was überlegt«, sagte er. »Diese Telefon-Lawine, die Justus so schätzt, um sich bei vielen hundert Kindern umzuhören –«

»Was ist damit?« fragte Bob. »Es ist eine Klasse-Idee. Fast so gut wie eine Durchsage übers Radio oder Fernsehen.«

»Das ist ja gerade der Haken dabei«, sagte Peter. »Die Sache bringt Ergebnisse, aber eine Menge Leute bekommen auch Wind davon, worum es uns geht. Und manchmal erfährt genau der Falsche etwas, das er besser nicht zu wissen brauchte. So wie Skinny: Er hat mitgekriegt, daß wir uns für Papageien interessieren und ist uns zuvorgekommen – jetzt hat er Al Capone.«

»Wenigstens weiß er nichts von Robin Hood«, hielt ihm Bob entgegen. »Hier in diesem Haus hat man Robin Hood gekauft – mindestens hat das ein Junge vom Nebenhaus Justus am Telefon erzählt. Ich hoffe sehr, daß wir ihn den Leuten abkaufen können.«

Das Glück, das sie zuvor im Stich gelassen hatte, war ihnen hier tatsächlich hold. Der Hausbesitzer, ein kleiner Mann mit Glatze, hatte von einem mexikanischen Hausierer vor etwa drei Wochen einen Papagei gekauft. Nach dem Handel hatte der Mexikaner den Papagei gestreichelt, und daraufhin hatte der Vogel seinen Namen gesagt – Robin Hood – und etwas dahergeplappert, aber seither hatte er kein einziges Wort mehr gesprochen. Außerdem, so sagte der Mann, finde seine Frau den Vogel abscheulich und wolle lieber einen Kanarienvogel.

Er überließ den Jungen Robin Hood mit Freuden für die fünfundzwanzig Dollar, die er für ihn bezahlt hatte, aber als er ihnen den Käfig übergab, meinte er warnend: »Es kann sprechen, aber er will nicht. Er hat einfach keine Lust. Ich weiß auch nicht, was man da machen kann.«

»Vielen Dank, Sir«, sagte Bob. »Wir werden eben versuchen, ihn zum Sprechen zu bringen.«

Beglückt liefen die beiden Jungen hinaus. Sicher, Robin Hood hockte trübselig auf seiner Stange und benahm sich keineswegs so, als wollte er jemals ein Wort sprechen. Aber Justus würde ihm bestimmt etwas entlocken.

»Wir gehen jetzt gleich zur Zentrale zurück«, sagte Peter, »und sehen nach, ob – sag mal, wo ist denn unser Wagen?«

Der Wagen, der am Randstein geparkt hatte, war nirgends zu sehen.

»Dieser Fitch!« rief Bob. »Einfach abzufahren und uns hier stehen zu lassen!«

»Vielleicht ist das seine Art, Witze zu machen«, meinte Peter. »Auf alle Fälle wird es für uns nicht einfach werden, wieder nach Rocky Beach zurückzukommen.«

Da kam ein ziemlich verbeulter geschlossener Transporter angefahren und hielt neben ihnen.

Eine Frau saß am Steuer. Sie lehnte sich heraus und sprach die Jungen an.

»Sucht ihr zwei diesen alten Rolls-Royce?« fragte sie. »Der ist vor ein paar Minuten weggefahren.«

»Der sollte auf uns warten«, bemerkte Bob.

»Na, das ist aber Pech!« Die Stimme der Frau klang teilnehmend.

»Vielleicht kann ich euch irgendwohin mitnehmen. Mindestens bis zur nächsten Bushaltestelle.«

»Vielen Dank«, sagte Peter erleichtert. »Komm, Bob, drüben in Wilshire steigen wir dann in den Bus.«

Er kletterte ins Führerhaus und setzte sich neben die Frau. Bob kam mit Robin Hood im Käfig hinterher. Einen Augenblick lang war ihm, als habe er die Stimme der Frau schon irgendwo gehört. Aber das war wohl nicht gut möglich.

»Entschuldigen Sie, aber Wilshire liegt in der anderen Richtung«, sagte Bob, als die Frau mit dem Transporter einen überraschenden Schnellstart einlegte.

»Wir fahren auch nicht nach Wilshire, Freundchen!« drang von hinten eine scharfe Stimme mit britischem Akzent an ihre Ohren.

»Unser Zielort liegt woanders.«

Erschrocken rissen Peter und Bob den Kopf herum. In der Trennwand zwischen Führerhaus und Laderaum hatte sich ein Schiebefenster geöffnet, aus dem Mr. Claudius hervorschaute. Nur wenige Zentimeter trennten ihn von den Jungen.

Auf seinem fetten runden Gesicht lag ein böses Lächeln.

»Diesmal kommt ihr mit zu mir«, kündigte er an. »Ihr seid mir mittlerweile genug auf die Nerven gefallen, verstanden?«

Die Jungen brachten vor Entsetzen kein Wort heraus. Sie konnten den Mann nur anstarren. Immer noch lächelnd streckte ihnen Claudius seine Hand entgegen. Darin hielt er einen langen dünnen Degen mit wellenartig geschliffener Klinge.

»So, ihr Lümmel«, sagte Claudius. »Noch eine Bewegung, und es ist eure letzte. Dieser Schlangendegen stammt aus Damaskus und ist tausend Jahre alt. Laut Überlieferung hat er schon zwölf Menschen getötet. Ich bin sicher, daß keiner von euch beiden gern der dreizehnte wäre. Dreizehn ist schließlich eine Unglückszahl!«

Sieben geflügelte Orakel

Der Transporter näherte sich mit hoher Geschwindigkeit den steilen, kahlen Berghängen hinter Hollywood. Bob und Peter konnten noch immer nicht sprechen.

»Ich habe versucht, euch zu warnen«, sagte die Frau einmal. »Aber ihr wolltet nicht auf mich hören.«

Da wurde es Bob klar, wo er ihre Stimme schon gehört hatte – am Telefon, als sie ihm und Justus geraten hatte, Mr. Claudius aus dem Weg zu gehen.

Als sie schon hoch im Bergland waren, nahm Peter endlich allen Mut zusammen. »Darf ich Sie etwas fragen, Mr. Claudius? Wie haben Sie Fitch mit dem Wagen weggejagt?«

»Mit Leichtigkeit, mein Junge.« Der dicke Mann lachte in sich hinein. »Ich ging zu der Autovermietung und besorgte mir zur Tarnung einen Wagen, damit ich nicht so auffallen würde wie mit dem Ranger. Und da entdeckte ich diesen einzigartigen Rolls-Royce, in dem ihr manchmal herumkutschiert. Ich erfuhr auch, daß im Wagen Telefon ist. Heute sind wir euch hierher gefolgt, und während ihr im Haus wart, ging ich in den nächsten Laden und ließ mich mit dem Autotelefon verbinden. Ich tat so, als käme mein

Anruf aus jenem Haus, und erklärte Fitch, daß ihr beide bei mir essen werdet und er erst wieder am Nachmittag gebraucht werde. Da fuhr er weg.«

»Claude«, begann die Frau – offenbar Mrs. Claudius –, »meinst du nicht –«

»Nein, nichts da!« herrschte sie der dicke Mann an. »Paß lieber auf. Hast du mal in den Rückspiegel gesehen?«

»Ja. Erst dachte ich, ein kleiner Wagen sei uns gefolgt, aber dann war er nicht mehr zu sehen.«

»Gut. Gib acht – die Abzweigung.«

Der Wagen fuhr langsamer, bog scharf in einen Seitenweg ein, und sie waren in einer langgestreckten Talmulde zwischen den Hügeln. Ein Haus mit Doppelgarage stand vor ihnen. Die Frau fuhr in die Garage und hielt den Wagen an.

»Raus mit euch Bengels, nur heraus«, sagte Mr. Claudius. »Aber nicht zu hastig.«

Bob und Peter stiegen langsam aus, und Mr. Claudius kam hinterher. Nebenan in der Garage stand der schwarze Sportwagen, den er bei der ersten Begegnung mit den Jungen gefahren hatte.

Mr. Claudius ging als erster ins Haus und betrat einen großen Wohnraum, der ziemlich karg möbliert war. An einem Ende standen auf einem großen Tisch vier Käfige mit gelbköpfigen Papageien. Die Vögel wirkten teilnahmslos und geduckt. Kein einziger gab einen Laut von sich – auch dann nicht, als Mr. Claudius den Käfig mit Robin Hood dazustellte.

Bob und Peter setzten sich auf ein großes Sofa, und Mr. Claudius nahm ihnen gegenüber Platz und prüfte mit dem Finger die Spitze seines Degens.

»So, ihr Schlauköpfe und Geheimniskrämer«, sagte er. »Nun möchte ich gern einiges von euch erfahren. Ich habe fünf von den sieben Papageien, die John Silver sprechen gelehrt hat. Die übrigen bekomme ich schon noch. O ja, da bin ich sicher. Aber im Augenblick interessiert es mich, wie es kam, daß ihr für Hugelay arbeitet, und wieviel er weiß!«

»Hugenay?« Es dauerte ein Weilchen, bis Peter begriffen hatte. Das war doch der Kunstdieb mit dem aristokratischen Auftreten, dem sie bei einem früheren Fall einmal begegnet waren! Und plötzlich wußte er: Seine Ahnung während jenes Zusammentreffens nach dem Besuch bei Mr. Fentriss hatte ihn nicht getrogen. Der schlanke Mann mit dem schwarzen Schnurrbärtchen, der so zurückhaltend im Auto sitzengeblieben war – das war Hugenay gewesen!

»Tut doch nicht so – ich weiß, daß ihr ihn kennt«, sagte Mr. Claudius ungeduldig. »Hugenay, der Franzose, einer der gerissensten Kunst-diebe in ganz Europa. Ich bin überzeugt, daß er mir auf den Fersen ist.«

»Wir haben Mr. Hugenay erst einmal getroffen«, erklärte Peter. »Deshalb habe ich ihn auch nicht gleich wiedererkannt.«

Er schilderte das Zusammentreffen, bei dem ihr Rolls-Royce fast gerammt worden wäre, und berichtete, wie Hugenays Begleiter, der ausgestiegen war, so großes Interesse für Lucullus und ebenso große Abneigung gegen die Polizei an den Tag gelegt hatte.

»Natürlich«, sagte Mr. Claudius. »Hugenay hat was gegen eine Begegnung mit der Polizei. Aber ich begreife das nicht. Wenn ihr nicht für Hugenay arbeitet, wieso interessieren euch dann gerade diese Papageien?«

Als Peter daraufhin erklärte, wie die drei ??? Mr. Fentriss kennen-gelernt und versprochen hatten, ihm bei der Suche nach Lucky zu helfen, wich der bedrohliche Ausdruck allmählich aus Mr. Claudius' Gesicht. Er nahm seine Brille ab und polierte die Gläser. Jetzt war er nur noch ein ungeheuer verblüffter dicker Mann, der plötzlich ganz ruhig sprechen konnte.

»Für mich gab es keinen Zweifel, daß ihr für Hugenay arbeitet!« sagte er kopfschüttelnd. »Als ich kürzlich auf dem Rückweg zu meinem Appartement war, sah ich Hugenay, wie er mich von der Ecke aus beobachtete. Drinnen kam es mir dann so vor, als hätte jemand die Wohnung durchsucht. Und das hat sich bestätigt!« Er sah seine Frau an.

»Du meinstest, ich bilde mir das ein! Aber Hugenay hat mir tatsäch-

lich nachspioniert. Er war in unserem Appartement und schnüffelte in meinen Aufzeichnungen herum!«

»Ja, es war wohl so.« Die Frau seufzte. »Hugenay ist hinter uns her. Aber von diesem Haus hier weiß er sicher nichts.«

»Nein«, meinte auch Mr. Claudius. »Zum Glück«, berichtete er den Jungen, »hatte ich schon vorher dieses Häuschen gemietet, um hier die Papageien unterzubringen. Den Ranger ließ ich auch hier und mietete mir einen alten Wagen, den sich Hugenay nicht so leicht merken könnte. Er weiß, daß ich sonst am liebsten Ranger fahre. Gleich am nächsten Tag erfuhr ich dann, daß ihr Jungen nach meinem Sportwagen auf der Suche wart. Ich hörte es vom Hausmeister – sein Sohn hatte ihn nämlich gefragt, wo mein Ranger zur Zeit sei. Der Vater untersagte dem Jungen, sich um die Angelegenheiten der Mieter zu kümmern, also hatte ich von dort nichts zu befürchten.«

»Und ich horchte den Jungen aus und erfuhr so eure Telefonnummer, und dann rief ich euch zur Warnung an«, sagte Mrs. Claudius. »Mein Mann hatte sich so sehr aufgeregt, und ich hatte Angst, es könnte etwas passieren, wenn er euch noch einmal begegnen würde.«

»Ach ja«, seufzte der dicke Mann, »ich werde immer gleich wild, wenn ich mich aufrege. Ich kann mich einfach nicht beherrschen. Ich gehe regelrecht auf die Leute los. Und nun die Vorstellung, daß Hugenay mir auf der Spur ist, ein so gewitzter und gefährlicher Mann.« Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn. »Das hat mich fast zum Wahnsinn getrieben. Als ich dann bei Mr. Gomez schon wieder auf euch stieß, war ich ganz sicher, daß ihr für Hugenay arbeitet.« Da merkte er offenbar, daß er noch immer den bedrohlichen Degen in der Hand hielt. Er legte ihn nieder.

»Den brauche ich wohl nicht mehr«, sagte er. »Aber nun weiß ich überhaupt nicht mehr, was tun. Ich weiß es einfach nicht. Das sind nun so viele Probleme – so viele Probleme . . .«

Er verstummte und seufzte tief. Da ergriff seine Frau das Wort.

»Claude«, sagte sie, »nun benimm dich langsam wieder normal. Das

sind fixe Jungen, und sie sind in keiner Weise gegen dich. Ich schlage vor, daß du dich bei ihnen entschuldigst. Du könntest sie sogar um Hilfe bitten. Mir scheint, sie haben in diesem Fall ihre Intelligenz ausreichend bewiesen. Sie haben Mr. Gomez gefunden und sogar den Papagei hier, was dir nicht geglückt war.« Sie wies auf Robin Hood, der wie die anderen Vögel auf seiner Stange hockte.

»Ja, du hast recht.« Mr. Claudius tupfte sich das Gesicht mit einem großen Taschentuch ab. »Darf ich euch drei Jungen in aller Form um Entschuldigung bitten? Es ist schlimm mit meiner Selbstbeherrschung. Wenn etwas schiefgeht, verliere ich immer gleich die Nerven. Und gerade diese Sache bedeutet mir so viel, so sehr viel. Ich müßte ruhig bleiben. Ich habe es im Magen und müßte jede Aufregung vermeiden. Aber ich kann es einfach nicht schaffen!«

Peter und Bob wechselten einen Blick. Bob antwortete für sie beide.

»Wir nehmen Ihre Entschuldigung an, Mr. Claudius«, sagte er.

»Aber was ist mit Mr. Fentriss und Miss Waggoner? Sie haben ihnen die Papageien gestohlen und dabei Mr. Fentriss angegriffen und gefesselt und – na ja, das waren einige gesetzwidrige Handlungen.«

Mr. Claudius wischte sich wieder das Gesicht ab. »Ich werde versuchen, beide dafür zu entschädigen«, sagte er. »Ich werde mein möglichstes tun, und dann können sie entscheiden, ob sie mir verzeihen oder nicht. Doch zuerst muß ich erklären, wie das alles kam. Die Papageien habe ich nämlich gestohlen, weil ich sie haben mußte. Unbedingt haben mußte! Sie sind ungeheuer wichtig als Schlüssel zu dem Ort, an dem John Silver vor seinem Tod einen unermeßlich wertvollen Schatz versteckte!«

Plötzlich begriff Bob. Gestern schon hatte ihnen Justus seine Theorie mitteilen wollen. Nun konnte Bob erraten, was er gemeint hatte.

»Mr. Claudius«, erkundigte er sich, »ist das, was die sieben Vögel sprechen, jedesmal als ein Hinweis aufzufassen? Ist jedes Sprüchlein ein Rätsel für sich, und muß man sie alle zusammensetzen und die Bedeutung ausknobeln, wenn man den Schatz finden will?«

»Ja«, bestätigte Mr. Claudius. »John Silver wollte mir damit einen

Streich spielen – den phantastischsten Spaß seines Lebens. Hinterläßt mir da sieben sprechende Vögel, und ich soll ihre Orakelsprüche lösen, um so den Schatz in seinem Versteck zu finden! So etwas hätte sich niemand sonst einfallen lassen. Aber ihm sieht das ähnlich – das war genau seine Art. Er war ein Genie, aber ein Spinner.«

»Claude«, unterbrach seine Frau, »die Jungen werden das viel besser verstehen, wenn du von vorn anfängst. Ich mache inzwischen ein paar belegte Brote. Wir sind ja wohl alle hungrig.«

Bob und Peter merkten plötzlich, daß sie großen Hunger hatten. Doch ebenso groß war ihre Aufregung: Jetzt würden sie also endlich erfahren, was sich hinter dem Rätsel der sprechenden Papageien verbarg.

»Sie haben Mr. Silver schon von England her gekannt?« fragte Bob.

»Vor etwa zwei Jahren«, berichtete Mr. Claudius, »stellte ich John Silver in meinem Kunst- und Antiquitätenhandel als Mitarbeiter ein. Das war in London. Silver war ein hochgebildeter Mann, aber ein sonderbarer Kauz. Mit seinem ausgefallenen Sinn für Humor schaffte er es nie, einen Arbeitsplatz längere Zeit zu halten. Zuletzt verdiente er sich nur noch das Nötigste zum Leben, indem er Zeitungen und Illustrierte mit Witzen, Scherzfragen und Rätseln belieferte. Da fragte er bei mir um Arbeit nach. Er kannte sich in Kunst, Literatur und Geschichte umfassend aus. Ich stellte ihn ein, ich ließ ihn Auktionen besuchen und wertvolle Stücke nach eigenem Gutdünken aufkaufen. Eines Tages kam er mit einem Bild zurück. Es war nichts Besonderes, ein Ölgemälde mit zwei gelbköpfigen Papageien auf einem Zweig, und er hatte dafür eine Menge bezahlt. Nun, ihr wißt ja, daß ich leicht erregbar bin. Es kam zum Krach. Ich nannte ihn einen Idioten und entließ ihn fristlos. John Silver – das war übrigens nicht sein richtiger Name, sondern sein Pseudonym als Rätselmacher –, also John Silver meinte, er wisse genau, daß die Papageien über ein älteres und viel wertvolleres Bild gemalt worden seien. Er sagte, das könne er beweisen. Vielleicht habt ihr schon davon gehört, daß zwei Bilder übereinander gemalt sein können, manchmal zur Tarnung des unteren Bildes?«

Peter war das neu. Aber Bob nickte.

»Nun«, fuhr Mr. Claudius fort, »und hier war es tatsächlich so. John Silver ging weg, um das Papageienbild zu entfernen. Nach ein paar Tagen erschien er wieder und zeigte mir ein hinreißend gemaltes kleines Porträt eines jungen Mädchens mit langem braunem Haar. Offensichtlich stammte es von einem berühmten Impressionisten. Mir war sofort klar, daß es, so klein es war, mindestens hunderttausend Dollar wert sein mußte.«

»Gibt's denn so was?« rief Peter. »Das ist ja eine Menge Geld für ein Bild. Im Warenhaus kriegt man das Stück zu einsachtundneunzig mit Rahmen.«

»Das sind doch nur Drucke«, erklärte Bob. »Das Metropolitan Museum in New York hat einmal mehr als zwei Millionen Dollar für einen echten Rembrandt bezahlt.«

»Mann!« sagte Peter ehrfürchtig. »Zwei Millionen für ein einziges Bild!«

»Nun kommen wir zu dem unerfreulichen Teil der Geschichte«, sagte Mr. Claudius darauf, wurde aber gleich wieder durch seine Frau unterbrochen, die einen Teller mit Broten, zwei Gläser Milch und zwei Tassen Kaffee hereinbrachte. Alle griffen zu, und dann nahm der dicke Mann seinen Bericht wieder auf.

»John Silver sagte, das Bild gehöre nun ihm, da ich ihn ja entlassen hätte. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß er es mit meinem Geld gekauft hatte, solange er noch in meinen Diensten war, und daß es mir gehöre. Darauf bot er mir an, wir sollten uns den Wert teilen, jeder die Hälfte.«

»Das hört sich fair an«, meinte Peter. »Er hatte es immerhin entdeckt.«

»Es war auch fair«, erwiderte Mrs. Claudius. »Aber Claude gehen einfach die Nerven durch, wenn sich ihm jemand widersetzt.«

»Ja«, sagte der dicke Mann betrübt, »ich drohte John Silver an, ihn verhaften zu lassen. Da ging er mit dem zauberhaften Bild weg. Ich ging zur Polizei und erwirkte einen Haftbefehl. Er flüchtete. Später hörte ich, daß er sich mitsamt dem Bild auf einem Frachter nach

Übersee eingeschmuggelt hatte. Das Gemälde, dieses entzückende Mädchenbildnis, war für mich verloren.«

»Das hattest du ganz allein dir selbst zuzuschreiben«, bemerkte Mrs. Claudius.

»Tja, ich verständigte überall die Kunsthändler, nach John Silver und dem Bild Ausschau zu halten. Aber natürlich tauchten beide nie mehr auf. Anscheinend hielt sich Silver damals bereits in Kalifornien versteckt.«

»Ja, Sir«, bestätigte Bob. »Er wohnte bei Mr. Gomez. Er war sehr krank. Er besaß einen flachen Metallkasten, und er sagte Mr. Gomez, darin hätte er ein Stück vom Ende des Regenbogens mit einer Schüssel Gold darunter, aber es sei für ihn zu gefährlich, den Schatz zu Geld zu machen.«

»Eine ausgezeichnete Beschreibung«, meinte Mr. Claudius. »Das Bild ist tatsächlich so wunderbar, als sei es mit den Farben des Regenbogens gemalt. Nun, später bekam ich dann einen Brief von John. Darin stand, die Zustellung des Briefes bedeute, daß er nicht mehr am Leben sei; er habe jedoch das Bild an sicherem Ort verborgen. Um es zu finden, schrieb er mir, müsse ich erst ein Rätsel lösen. Es war sein letzter Scherz, ein Scherz auf meine Kosten, und er hatte ihn sich mit diebischem Vergnügen ausgedacht. In seinem Brief erklärte er, er habe sechs Papageien mit gelben Köpfen und einen schwarzen Mynah sprechen gelehrt – sieben einzelne Botschaften für mich. Ich sollte nach Amerika kommen und einem Mr. Gomez tausend Dollar für die Vögel bezahlen. Dann müsse ich sie zum Sprechen bringen und das Rätsel hinter ihren Sprüchen lösen. Erst dann könne ich meine verlorene Schöne wieder finden. Er behauptete, die Idee sei ihm gekommen, weil auf unserem Streitobjekt vorher zwei Papageien mit gelben Köpfen dargestellt waren.«

»Wahrscheinlich wollte er sich an Ihnen rächen, weil Sie ihn so schlecht behandelt hatten«, war Peters Vermutung.

»Genau das. Aber dennoch hätte die Sache nicht so fatal auszugehen brauchen, wenn ich nicht Pech gehabt hätte. Ihr wißt ja,

daß ich nicht rechtzeitig herkam, und schließlich verkaufte Mr. Gomez die Papageien. Ich war damals in Japan auf einer Einkaufsreise, und in meinem Londoner Geschäft wartete der Brief auf mich. Als ich ihn gelesen hatte, packte mich die Aufregung, und ich reiste Hals über Kopf nach Kalifornien ab. Zu irgendwem muß ich wohl etwas gesagt haben, das Hugenay, dem Kunstdieb, zu Ohren kam und ihn veranlaßte, mir zu folgen.«

Er sah zu seiner Frau hinüber, und sie nickte.

»Hugenay riecht es, wenn für ihn etwas herausspringen könnte«, sagte sie ergrimmt. »Ja, und so ist er uns nun hier auf der Spur, und nichts wird ihn davon abbringen.«

»Aber das ist noch nicht das Schlimmste.« Mr. Claudius biß sich auf die Lippe. »Nachdem ich entdeckt hatte, daß Mr. Gomez die Papageien verkauft hatte, machte mich die Enttäuschung fast wahnsinnig. Als Analphabet hatte er keinerlei Aufzeichnungen darüber, an wen er die Vögel verkauft hatte. Auf der Karte zeigte er mir jedoch den ungefähren Bereich, und so ging ich dann von Tür zu Tür und fragte überall, ob man kürzlich von einem mexikanischen Hausierer einen Papagei gekauft habe. Dadurch gelang es mir, Sherlock Holmes und Käpt'n Kidd zu finden. Die Besitzer waren bereit, sie wieder abzugeben, weil die Papageien nach dem Weggang des Mexikaners nur trübselig dagehockt waren und kein Wort mehr gesprochen hatten. Ich hielt weiter Ausschau nach den anderen, immer in der verzweifelten Furcht, jemand könnte mein kostbares Bild finden, ehe ich John Silvers Versteck entdecken würde. Vor ein paar Tagen kam ich dann zum Haus von Mr. Fentriss. Durchs Fenster sah ich einen Papagei mit gelbem Kopf, aber auf mein Klingeln rührte sich nichts. Ich fürchtete, diesmal könnte der Besitzer sich nicht zum Verkauf bewegen lassen, und da brach ich kurz entschlossen ein und nahm den Papagei mit.«

Mr. Claudius stockte und schien seine Verzweiflungstat nochmals zu durchleben. Dann fuhr er fort:

»Aber der wollte nicht reden! Er sprach kein einziges Wort! Da faßte ich einen Plan. Ich fuhr nochmals zu Mr. Fentriss hin und gab

vor, ich sei von der Polizei. Da berichtete er mir nicht nur, was Lucullus zitierte, sondern sagte mir auch, wo ich Schneewittchen finden könnte und daß der mexikanische Hausierer Blackbeard noch gehabt hatte, als er bei ihm gewesen war. Das brachte mich natürlich gewaltig in Aufregung, und Mr. Fentriss wurde mißtrauisch. In diesem Augenblick sah ich zwei Jungen den Weg zum Haus heraufkommen. Ich wollte auf keinen Fall ertappt werden. Ich fesselte Mr. Fentriss und knebelte ihn, aber nur so, daß er sich bald selbst befreien konnte. Und dann trat ich euch entgegen und schickte euch weg. Sobald ihr fort wart, machte ich mich auch davon. Ich wollte mir gleich Schneewittchen beschaffen, ehe Mr. Fentriss Miss Waggoner warnen konnte. Das Haus war leer. Ich mußte auch Schneewittchen stehlen – ich hatte keine Wahl. Ich schlich mich gerade durchs Gebüsch wieder weg, als ich Miss Waggoner mit zwei Jungen zurückkommen sah.«

»Das waren ich und Justus«, sagte Peter vorwurfsvoll. »Also haben Sie den Ziegelbrocken nach uns geworfen?«

»Ja, ja . . .« Mr. Claudius hielt sich die Hand an die Stirn. »Bitte verzeiht mir. Ich wollte euch nicht verletzen, nur erschrecken.«

»So was macht Justus nur noch eigensinniger«, sagte Peter.

»Verständlich. Aber laßt mich zum Schluß kommen. Sobald ich konnte, ging ich wieder zu Mr. Gomez. Inzwischen hatte ich gemerkt, daß Hugenay irgendwo in der Nähe sein mußte. Deshalb versteckte ich den Ranger und mietete mir einen alten Wagen. Ich wollte Mr. Gomez nichts zuleide tun, als ihr dazukamt, auch wenn es für euch so ausgesehen haben mag. Er hustete fürchterlich, und ich wollte ihm helfen, sich aufzurichten, damit sich die Verkrampfung löste. Als ihr aber hereingeplatzt und auf mich losgegangen seid, mußte ich flüchten. Ich war jetzt der festen Überzeugung, daß ihr mit Hugenay zusammenarbeitet. Was sollte ich sonst davon halten? Mir war klar, daß ich mich nicht mehr blicken lassen durfte. Da mietete ich mir den alten Transporter. Darin konnte ich unerkannt herumfahren, mit meiner Frau am Steuer. Ich verdoppelte meine Anstrengungen, die noch fehlenden Vögel aufzuspüren.

Heute früh, als wir durch Hollywood fuhren, sahen wir dann euren Rolls-Royce und hängten uns an. Es ist ja ein sehr auffälliger Wagen.«

»Ja, das kann man wohl sagen«, meinte Bob kummervoll. »Den übersieht man nicht.«

»Wir parkten in eurer Nähe und legten uns auf die Lauer. Und wir beobachteten euer Zusammentreffen mit diesem langen dünnen Jungen, der offenbar Al Capone an sich gebracht hatte.«

»Skinny Norris!« sagte Peter voller Verachtung. »Der hat sich da eingemischt, weil er neidisch auf Justus ist und immer wieder versucht, ihm eins auszuwischen.«

»Jedenfalls fuhr er mit Al Capone in einem blauen Auto davon. Stellt euch meine Verzweiflung vor! Ich wollte ihm nachfahren, und gleichzeitig wollte ich euch folgen. Schließlich blieb ich auf eurer Spur und ließ ihn sausen. Ich dachte mir auch, daß wir ihn nicht mehr nötig hatten, denn als er an unserem geparkten Wagen vorüberfuhr, krächzte der Papagei laut sein Sprüchlein. Was sagte er noch, meine Liebe?«

Mrs. Claudius sah auf einem Zettel aus ihrer Tasche nach.

»Er sagte: ›Ich hab' noch jeden reingelegt«, berichtete sie.

»Für einen Orakelspruch höchst sonderbar«, bemerkte Mr. Claudius dazu. »Aber jedenfalls bin ich euch gefolgt, schickte euren Wagen mittels einer List weg und – na ja, hier seid ihr nun. Und was haben wir alle davon? Nichts – rein gar nichts.«

»Wie meinen Sie das – gar nichts?« fragte Bob.

»Ich habe fünf von den sieben Vögeln«, sagte Mr. Claudius. »Und bis jetzt kenne ich nur die Sprüchlein, die John Silver Lucullus und Al Capone beibrachte. Die anderen wollen einfach nicht sprechen. Sie sagen kein Wort! Und sie sehen ganz so aus, als wollten sie überhaupt nie mehr reden!«

Ein Schlachtplan

Die Jungen drehten sich nach den fünf Papageien in ihren Käfigen um: Alle Vögel saßen matt und lustlos da. Sie sahen wirklich nicht so aus, als wollten sie jemals wieder sprechen.

Mr. Claudius sprang auf. Er schritt zu den Vögeln hinüber und brüllte sie an.

»Sprecht endlich!« schrie er. »Sagt mir, was euch John Silver beigebracht hat! Hört ihr? Redet schon!«

Die Vögel duckten sich zu Federbällen zusammen und ließen keinen Pieps hören.

»Das macht er so, seit er den ersten Papagei mitbrachte«, sagte Mrs. Claudius zu Peter und Bob. »Sie anschreien.«

»Wahrscheinlich wollen die Vögel deshalb nicht reden, Sir«, meinte Bob. »Papageien werden durch eine veränderte Umgebung und Lärm leicht nervös.«

Der dicke Mann setzte sich wieder hin.

»Mich packt einfach die Ungeduld!« stöhnte er. »Aber was soll ich tun? Die Zeit verrinnt. Hugenay, ein sehr gefährlicher Mann, ist mir auf der Spur, und jederzeit kann jemand meine verlorene junge Schönheit finden. Ich bin mit meiner Weisheit am Ende.«

Da meldete sich Peter zu Wort. »Wir kennen ein paar von den Botschaften, die Mr. Silver den Vögeln beibrachte«, erklärte er. »Nur wissen wir nichts damit anzufangen. Aber vielleicht gelingt das Justus Jonas, wenn Sie ihm noch mal berichten, was Sie uns eben erzählt haben.«

»Warum schreiben wir nicht mal auf, was für Sprüche wir zur Zeit kennen«, schlug Bob vor, »und versuchen, ob sich nicht daraus etwas entnehmen läßt?«

»Das ist ein sehr vernünftiger Vorschlag, Claude«, meinte Mrs. Claudius dazu. »Ich habe dir doch schon gesagt, daß diese Jungen dir helfen können, wenn du sie nicht mehr wie Feinde behandelst.«

»Was hätte ich sonst von ihnen halten sollen, meine Liebe?« entgegnete Mr. Claudius. »Es sah doch ganz so aus – Ach, lassen wir

es. Wirklich, es tut mir leid. Wir wollen es mit eurem Vorschlag versuchen, und wenn es klappt und wir das Bild finden, dann zahle ich euch eine Belohnung von tausend Dollar.«

»Donnerwetter!« rief Peter. »Fangen wir an! Bob, hast du dein Notizbuch?«

»Hier ist es schon.« Bob holte sein Notizbuch und einen Bleistift hervor.

»Zunächst«, sagte Mr. Claudius, »kann ich noch etwas Hilfreiches beisteuern. In seinem Brief schrieb mir John Silver nicht nur, daß die vollständige Botschaft aus sieben Teilen besteht, sondern auch, in welcher Reihenfolge die Texte zusammzusetzen sind. Demnach lehrte er Schneewittchen Teil 1, Lucullus Teil 2, Blackbeard Teil 3, Robin Hood Teil 4, Sherlock Holmes Teil 5, Käpt'n Kidd Teil 6 und Al Capone Teil 7.«

»Das bringt uns wirklich ein ganzes Stück weiter«, sagte Bob. Sein Stift flog nur so übers Papier. Dann zeigte er vor, was er auf einer aus dem Notizbuch herausgerissenen Seite geschrieben hatte. So sah es aus:

John Silvers Botschaft (lückenhaft)

Schneewittchen: *Weiß wie Schnee – rot wie Blut –
(Teil 1) braun wie Zedernholz.
Ist Sherlock Holmes zu Hause?*

Lucullus: *Lucius et Licinius et Lucullus.
(Teil 2) Kopf oder Zahl? Errare humanum est.*

Blackbeard: *Ich bin Blackbeard der Pirat!
(Teil 3) Meinen Schatz vergrub ich in finst'rer Nacht,
wo die Toten halten ewig Wacht.
Johoo – und 'ne Buddel Rum!*

Robin Hood: ?
(Teil 4)

Sherlock Holmes: ?
(Teil 5)

Käpt'n Kidd: ?
(Teil 6)

Al Capone: *Ich hab' noch jeden rein gelegt!*
(Teil 7)

»Sie sehen also«, sagte Bob, als die anderen sich herzdängten, um zu lesen, was er geschrieben hatte, »vier von den sieben Teilen kennen wir nun schon. Was Blackbeard spricht, das – na ja, das wissen wir eben.« Im Augenblick hielt er es nicht für angebracht zu verraten, daß die drei ??? den schwarzen Super-Papagei in ihrer Zentrale hatten. »Und Al Capone«, schloß er, »haben wir ja gehört, als Skinny Norris mit ihm aus diesem Haus kam. So weit sind wir im Augenblick.«

Mr. Claudius' dicke Backen zitterten vor Enttäuschung. »Aber das begreife ich nicht«, sagte er. »Das sagt mir gar nichts. Überhaupt nichts!«

»Hör mal, Claude«, meinte seine Frau, die anscheinend von beiden die besseren Nerven besaß, »die erste Botschaft, mit dem abgewandelten Zitat aus Schneewittchen, bezieht sich doch offenbar auf das Bild selbst. Das junge Mädchen hatte wirklich ein süßes Gesicht, weiß wie Schnee, rot wie Blut, und dazu zwar kein schwarzes Haar wie Schneewittchen, aber braunes. Braun wie Zedernholz!«

»Kann sein«, stimmte ihr Mr. Claudius zu. »Aber ich kann mir nicht vorstellen, was er damit meint, wenn er plötzlich zu Sherlock Holmes übergeht!«

»Ich auch nicht«, meinte Mrs. Claudius. »Aber nehmen wir nun Teil 2, Luckys Orakel . . . Seid ihr beiden sicher, daß ihr das richtig mitbekommen habt? Der Besitzer sagte zu Claude, Lucky zitiere: ›Lucius et Licinius et Lucullus. Errare humanum est.‹ Schluß!«

»Da hat er den Rest unterschlagen, weil er ihn im Zusammenhang für sinnlos hielt«, erklärte Peter.

»Und alles zusammen soll etwa eine sinnvolle Botschaft ergeben? O nein, das ist unmöglich – dieses Rätsel lösen wir nie«, stöhnte Mr. Claudius.

»Wir dürfen nicht aufgeben!« sagte Mrs. Claudius ungehalten. »Zugegeben, Teil 2 ist unergründlich. Aber Teil 3, Blackbeards Botschaft, enthält vielleicht einen Hinweis auf die Umgebung, wo das Bild versteckt wurde.«

»Meinen Schatz vergrub ich in finsterner Nacht, wo die Toten halten ewig Wacht«, sagte Mr. Claudius und wischte sich über die Stirn.

»Das hört sich nach irgendeiner verlassenen Pirateninsel an. Von Geschichten über Seeräuber und verborgene Schätze war John Silver immer begeistert. Deshalb hat er sich auch gerade dieses Pseudonym ausgesucht.«

»Es klingt wirklich nach einer Pirateninsel«, bestätigte Mrs. Claudius. »Zumindest liegt es auf dieser Linie. Darüber müssen wir alle scharf nachdenken.«

»Aber sieh dir Teil 7 an, den Spruch von Al Capone«, meinte Mr. Claudius. »Ich hab' noch jeden reingelegt!« Damit gibt John doch ganz offen zu, daß er keineswegs die Absicht hatte, uns die Lösung seines Rätsels zu ermöglichen.«

»Wenn wir noch die drei übrigen Teile der Botschaft zusammenbekämen«, sagte Mrs. Claudius, »könnten sie vielleicht Licht in die wirre Angelegenheit bringen. Ohne diesen Rest können wir vermutlich nichts unternehmen.«

»Mr. Claudius«, sagte da Bob. »Ich habe eine Idee.«

»Ja, mein Junge?«

»Wir haben Robin Hood, Sherlock Holmes und Käpt'n Kidd hier bei uns. Wenn wir sie zum Sprechen bringen könnten, hätten wir alle sieben Teile der Botschaft, und Justus Jonas könnte damit vielleicht etwas anfangen, auch wenn wir es nicht schaffen.«

»Aber die Biester reden ja nicht!« rief Mr. Claudius »Schaut sie euch doch an! Die denken gar nicht daran.«

So war es. Geduckt hockten die Papageien auf ihren Stangen, und sichtlich waren sie nicht im geringsten zum Sprechen aufgelegt.

»Mr. Gomez half John Silver beim Abrichten«, sagte Peter. »An ihn sind sie gewöhnt. Als er sie verkaufte, haben sie alle gesprochen. Ich möchte wetten, daß es ihm gelingen würde, sie zum Reden zu bringen. Wenn wir dann alle sieben Teile der Botschaft haben, zeigen wir sie Justus – mal sehen, was der damit anfangen kann.«

»Donnerwetter!« Mr. Claudius lächelte erst, dann lachte er auf. Er nahm das Stück Papier an sich und steckte es in seine Brusttasche.

»Natürlich kann Mr. Gomez sie zum Sprechen bringen. Kinder, wir werden das Bild in den Händen halten, ehe Hugenay überhaupt merkt, was es geschlagen hat.«

Eine wilde Flucht

Eine halbe Stunde später fuhren sie mit dem Transporter los. Mr. Claudius saß am Steuer, und alle waren bester Dinge. Peter und Bob saßen auf der vorderen Sitzbank. Die Käfige mit den fünf Papageien hingen von einer Stange im Laderaum herab, und dort drinnen saß auch Mrs. Claudius, um auf sie aufzupassen.

Von Mr. Claudius' Schlupfwinkel in den Hügeln jenseits von Hollywood bis zu dem Haus im Küstenflachland, wo Carlos und sein Onkel lebten, war es ziemlich weit.

Sie hofften jedoch spätestens im Lauf des Nachmittags hinzukommen.

Nachdem sie ein paar Minuten lang die einsame Gebirgsstraße heruntergekurvt waren, rief plötzlich Mrs. Claudius verstört von hinten nach ihrem Mann.

»Claude! Ich hab' eben durchs Rückfenster rausgesehen. Da folgt uns ein Wagen!«

»Ein Wagen?« Der dicke Mann blickte in den Außenspiegel.

»Ich sehe keinen, meine Liebe.«

»Da ist er wieder. Vielleicht vierhundert Meter hinter uns.«

»Ja!« sagte er. »Ich sehe ihn! Ein großer grauer Wagen. Bist du sicher, daß er hinter uns her ist?«

»Genau kann ich es nicht sagen«, meinte seine Frau. »Aber es sieht sehr danach aus.«

»Ein großer grauer Wagen?« fragte Peter aufgeregt. »Lassen Sie mich mal nachsehen.«

Doch er konnte nicht bis zum Rückspiegel herübersehen. Schließlich löste er das Problem, indem er auf seiner Seite die Tür öffnete und sich hinauslehnte, während Bob ihn um die Mitte festhielt.

»Ich kann nichts –«, fing er an. Dann rief er: »Er holt auf! Und er sieht genauso aus wie der Wagen, dem wir bei Mr. Fentriss begegnet sind!«

»Hugenay!« stöhnte Mr. Claudius. »Er ist uns auf den Fersen! Was machen wir nun?«

»Vorn bleiben, bis wir in eine Ortschaft kommen!« stieß seine Frau scharf hervor.

»Da kommt aber keine auf die nächsten zehn Kilometer«, sagte Mr. Claudius. »Nur die Berge und sonst nichts. Aber ich werde mein Bestes tun.«

Er trat aufs Gaspedal, und der alte Kastenwagen begann die kurvenreiche Strecke zwischen den Hügeln hinunterzurasen.

Einmal ging er so scharf in die Kurve, daß beide Jungen auf ihrem Sitz in die Ecke geschleudert wurden. Hinter sich hörten sie die Papageien aufgeregt kreischen. Mr. Claudius duckte sich übers Lenkrad, umklammerte es wild entschlossen und ließ in jeder Kurve die Reifen quietschen.

Wieder ging es in eine Kehre, dann sahen sie eine Gefällstrecke von vielleicht hundertfünfzig Meter vor sich. Nur eine schwache Leitplanke grenzte die Straße zum Abgang hin ab. Der Wagen schlitterte ein Stück an der Planke entlang und schoß, dann auf die Fahrbahn zurück. Bob und Peter schluckten mit wild klopfendem Herzen.

»Hugenay ist jetzt direkt hinter uns!« rief Mrs. Claudius. »Er versucht vorbeizukommen.«

»Ich sehe ihn im Spiegel«, murmelte ihr Mann. »Ich tue, was ich kann.«

Er lenkte den Wagen in die Straßenmitte. Hinter ihnen wurde wild gehupt, und Bremsen kreischten. Der graue Wagen, der zum Überholen angesetzt hatte, blieb wieder zurück. Der Transporter schoß holpernd und schwankend die Bergstraße hinab, immer mitten auf der Fahrbahn, damit der hintere Wagen nicht überholen konnte.

Auf der nächsten langen Geraden sahen sie plötzlich, daß sie unmittelbar auf einen schweren Diesellastzug zuhielten.

»Achtung!« schrie Bob.

Mr. Claudius riß das Lenkrad herum. Sie schwenkten in die rechte Fahrbahnhälfte ein und holperten an dem Lastzug vorüber. Einen kurzen Blick hatten sie auf das verdutzte Gesicht des Fahrers werfen können.

Der graue Wagen hielt sich ebenfalls rechts, um den großen Lastzug vorbeizulassen. Doch dann gab er Vollgas und schob sich aufheulend seitlich an den Transporter heran. Bob und Peter, die sich drinnen in höchster Aufregung festklammerten, sahen in dem grauen Auto drei Männer – und einen Jungen. Peter erkannte den Mann, der vorne rechts saß und sie durch Handzeichen zum Anhalten aufforderte. Es war Hugenay. Beide Jungen wußten sofort, wem das bleiche Gesicht gehörte, das sich ans hintere Seitenfenster preßte. Ein mageres Gesicht mit langer Nase, auf dem sich Triumph mit Furcht mischte. Ohne Zweifel war dies Skinner Norris – wohlbekannt, wenn auch nicht wohlgelitten.

»Skinny Norris!« platzte Peter zornig heraus. »Na warte, du! Dich nehme ich mir noch vor!«

Vorerst sah es jedoch nicht so aus, als werde er jemals Gelegenheit dazu bekommen. Sie kamen zu einer Strecke, auf welcher der Berg an ihrer Seite Hunderte von Metern steil zu einem Bach hin abfiel. Und das graue Auto drängte sie Zoll für Zoll an den Straßenrand.

»Ich muß anhalten. Hugenay bringt uns sonst alle um!« schrie

Mr. Claudius und trat mit Wucht auf die Bremse. Ganz knapp vor der Böschung kam der Transporter zum Stehen, und der andere Wagen hielt auf genau gleicher Höhe, so dicht neben ihnen, daß sie regelrecht in der Falle saßen. Aus keiner Tür konnten sie aussteigen. Auf einer Seite gähnte unter ihnen der Abgrund, auf der anderen hinderte sie der graue Wagen am Öffnen der Tür.

Der elegant gekleidete Franzose lächelte zu ihnen herüber und zog an seiner Zigarre.

»Ah, Claude«, sagte er in gespielt scherzhaftem Ton. »Daß man sich ausgerechnet hier trifft! Amerika ist im Grunde gar nicht so groß.«

»Was wollen Sie, Hugenay?« fragte der dicke Mann. Er schwitzte, und sein Gesicht war blaß. »Sie haben uns eben beinahe umgebracht.«

»Unsinn«, sagte der andere. »Ich wußte, Sie würden anhalten. Ich glaube, Sie haben da Papageien geladen. Ich mag Papageien sehr gern, also werde ich Ihnen die Sorge um die Tierchen abnehmen. Adams, geh hinten herum und hol die Papageien aus dem Wagen.«

»Ja, Sir!« Der kleine Mann, der am Steuer saß, stieg aus und ging zur hinteren Tür des Lieferwagens, von wo man Mrs. Claudius' Proteste hörte.

»Überlaß ihm die Vögel, Olivia!« rief Mr. Claudius seiner Frau zu.

»Wir können nichts tun.«

Peter und Bob sahen, wie sie dem kleinen Mann auf der Straße die fünf Käfige übergab. Sie sahen auch das Gesicht von Skinner Norris, der nun, nach überstandener Gefahr, seinen Triumph auszukosten schien. Er kurbelte die Scheibe herunter, damit die Jungen ihn hören konnten.

»Ha!« höhnte er. »Detektive! Ihr Säuglinge! Das ist ja zum Totlachen. Einem Ganoven zur Hand gehen, das könnt ihr!«

Bob und Peter würdigten ihn keiner Antwort. Inzwischen hatte Adams die Käfige neben dem grauen Wagen auf die Straße gestellt; er zögerte.

»Boss«, hörten sie ihn sagen, »die Käfige hier brauchen Platz. Der Bursche ist im Weg.«

»Gut, Junge«, sagte Hugenay, »steig du aus.«

»Ich soll aussteigen?« Skinny Norris sah erschrocken aus. »Aber ich helfe Ihnen doch.«

»Du hast uns geholfen. Lester, wirf ihn raus.«

»Klar, Boss«, sagte der dritte Mann in dem grauen Auto. Er saß neben Skinny auf dem Rücksitz und war der große, häßliche Schlägertyp, den Peter schon kannte. Er brauchte nur einen Augenblick dazu, um Skinny Norris so brutal aus dem Wagen zu stoßen, daß er fast der Länge nach auf die Straße gestürzt wäre.

Skinny taumelte und stand; dann wandte er sich an Hugenay. Jetzt wirkte er in seiner Verzweiflung fast komisch.

»Aber Sie haben mir fünfhundert Dollar als Belohnung versprochen«, protestierte er, »wenn ich den Verbrecher da für Sie ausfindig mache und Ihnen helfe, an die Papageien ranzukommen!«

»Schick ihm eben eine Rechnung, Kleiner«, meinte Adams höhnisch. Er stellte gerade den letzten Vogelkäfig in den Wagen. »He, Boss, da fehlt ja einer. Der schwarze ist nicht dabei.«

»Nicht dabei?« Hugenay lehnte sich aus dem Wagen, so daß sein Gesicht ganz nahe an das bleiche Gesicht von Mr. Claudius herankam.

»Claude«, sagte er mit leiser und bedrohlicher Stimme, »wo ist Blackbeard? Ich brauche alle sieben, um mir die volle Botschaft zu verschaffen.«

»Sie waren also in meiner Wohnung und haben in meinen Sachen rumgeschnüffelt!« Der dicke Mann zeigte wieder einen Funken seines Temperaments. »So sind Sie mir auf die Spur gekommen!«

»Claude«, wiederholte der andere, »wo ist Blackbeard? Ich brauche sie alle sieben.«

»Ich weiß nicht!« rief Mr. Claudius. »Ich habe ihn nicht gesehen!«

»Aber die Jungen hier.« Der Franzose wandte den Blick zu Bob und Peter. Seine grauen Augen hatten eine sonderbar lähmende Wirkung.

»Sagt mir, ihr beiden, wo ist Blackbeard?«

»Wir haben ihn nicht«, sagte Bob trotzig. Er sprach die Wahrheit – sie hatten ihn nicht. Justus hatte ihn, zu Hause in der Zentrale.

Die grauen Augen musterten die Jungen kurz, dann glitt ihr Blick zu dem Zettel, den sich Mr. Claudius in die Brusttasche seines Jacketts gesteckt hatte – den Zettel, auf welchem Bob die Namen der Papageien und die ihnen bislang bekannten Sprüche notiert hatte.

Hugenay streckte seine Hand herüber und zog Mr. Claudius den Zettel aus der Tasche.

»Sie sind ja sonst so peinlich auf ordentliche Kleidung bedacht, Claude«, sagte er liebenswürdig. »Also hat es vielleicht etwas zu bedeuten, daß hier etwas hervorlugt. Wenn – Ah!« Er las mit Vergnügen. »Vier der sieben Rätselsprüche. Dann brauchen wir Blackbeard gar nicht. Die übrigen drei Papageien haben wir hier, und die Botschaft als Ganzes können wir somit in aller Ruhe entschlüsseln. Au revoir, Claude. Wir sehen uns in London.«

Der große graue Wagen fuhr an und war im nächsten Augenblick schon außer Sicht. Mr. Claudius, jetzt gelblich im Gesicht, beugte sich übers Lenkrad und stöhnte laut.

»Was ist, Claude?« erkundigte sich seine Frau. »Bist du krank?«

»Es ist mein Magen«, ächzte der dicke Mann. »Der Schmerz ist wieder da.«

»Das hatte ich befürchtet! Wir müssen dich ins Krankenhaus bringen.«

Die Frau sprang hinten vom Wagen herunter, kam vorgelaufen und schlüpfte hinters Lenkrad, ihren Mann behutsam zur Seite schiebend. Bob setzte sich Peter auf die Knie, damit sie alle Platz hatten. Mr. Claudius stöhnte und krümmte sich, die Arme vor den Magen gepreßt.

»Es ist eine Magengeschichte«, erklärte die Frau den Jungen, als sie den Motor anließ. »Bei großen Aufregungen wird sie immer wieder akut. Er wird ein paar Tage im Krankenhaus bleiben müssen.«

Sie sah zu den Jungen hin.

»Bitte erzählt niemandem, was geschehen ist«, sagte sie. »Hugenay wird hier in den Staaten leider nicht polizeilich gesucht, und wir können auch nichts gegen ihn vorbringen. Wenn die Sache bekannt wird, kommt auch die Geschichte mit dem Bild heraus, und dann findet es womöglich jemand, solange Claude im Krankenhaus ist. Falls ihr irgendwie an das Bild herankommen solltet, bleibt es natürlich bei der angebotenen Belohnung. Aber riskiert kein Gefecht mit Hugenay. Er kann gefährlich sein – sehr gefährlich.«

Skinner Norris hatten sie fast vergessen. Doch jetzt, ehe sie losfuhren, kam der große dünne Junge über die Straße gerannt und faßte nach dem Türgriff.

»Warten Sie!« sagte er. »Ich kann doch in die Stadt mitfahren, nicht?«

Mrs. Claudius warf dem großen Jungen einen vernichtenden Blick zu.

»Steig ein«, sagte sie schroff. »Und nun erzähl uns genau, wie du Hugenay auf unsere Spur gesetzt hast. Nun red schon – wird's bald?«

»Ja, also«, fing Skinny Norris rasch zu berichten an, »ich spazierte gerade durch Rocky Beach, da hielt der graue Wagen neben mir, und dieser Hugenay sprach mich an. Er fragte mich, ob ich ein paar Jungen kenne, die in einem alten Rolls-Royce durch die Gegend fahren. Der Wagen sei hier zugelassen, meinte er. Ich sagte, klar, die kenne ich« – er sah Bob und Peter mit beklommenem Lächeln an – »und erzählte ihm, daß sie sich Detektive nennen, aber eigentlich bloß – bloß –«

Er fing den Blick der beiden Jungen auf und kam ins Stocken. Peter forderte ihn auf: »Weiter, Skinny. Raus damit.«

»Ich sagte, ihr wärt bloß kleine Jungen, die Detektiv spielen und ab und zu den großen Wagen benutzen dürfen«, fuhr Skinny Norris hastig fort. »Mr. Hugenay fragte mich, ob einer von euch sich in letzter Zeit einen Papagei oder auch ein paar zugelegt hätte, besonders solche mit gelben Köpfen. Ich sagte, ich würde mich drum kümmern, und da gab er mir eine Telefonnummer. Er meinte, es

seien ein paar seltene Papageien mit gelbem Kopf gestohlen worden, und er würde mir für jeden, den ich ausfindig machte, hundertfünfzig Dollar zahlen. Dann fuhr er davon. An dem Abend war ich dann in Hollywood und hörte zufällig, daß ihr tatsächlich auch nach gelbköpfigen Papageien auf der Suche seid. Und ich erfuhr, wo so einer zu finden sei. Ich kam als erster hin und kaufte ihn gleich. Nachdem ich dort mit euch zusammengetroffen war, rief ich rasch Mr. Hugenay an. Er war sehr nett. Er sagte, er wüßte bestimmt, daß ihr einem Dieb behilflich seid, der es auf seltene Papageien abgesehen hat, aber wahrscheinlich davon kein Ahnung hättet. Er fragte mich, ob ich euch nicht folgen und beschatten könnte. Ich fuhr durch die Gegend, bis ich den Rolls-Royce entdeckte, und parkte dann um die Ecke. Als er ohne euch wegfuhr, war mir das ziemlich schleierhaft, aber dann sah ich euch mit einem Papagei wieder rauskommen und in diesen Transporter einsteigen. Dem fuhr ich nach, bis ich sah, wo er halt machte. Dann fuhr ich zum nächsten Telefon und rief Mr. Hugenay noch einmal an. Er beglückwünschte mich und sagte, ich sollte bei der Telefonzelle warten, bis er mich abholen käme, und dann würden wir den Verbrecher schnappen und ich sollte fünfhundert Dollar als Belohnung kriegen. Bald war er da, und wir kamen gerade zurecht, als ihr mit dem Transporter wieder abfahren wolltet. Wir folgten euch und – und – na ja, ich hab' ja nicht gewußt, daß er selber ein Ganove ist.«

Skinny Norris hatte noch nie so jämmerlich ausgesehen, seit Peter und Bob ihn kannten.

»Tja, das ist die ganze Geschichte«, sagte Skinny nervös.

»Das reicht! Mehr brauche ich nicht zu wissen. Und jetzt raus mit dir!« brüllte Mr. Claudius. »Von hier aus kannst du laufen.« Zitternd stieg Skinny aus dem Wagen.

»Dir haben wir es zu verdanken, junger Mann, daß mein Mann jetzt ins Krankenhaus muß. Und daß ein gefährlicher Verbrecher ein verschollenes Kunstwerk finden wird«, sagte Mrs. Claudius kalt.

»Darüber kannst du auf deinem langen Heimweg nachdenken.«

Sie ließ den Motor an. Hinter ihnen stand Skinny Norris ziemlich

verloren auf der Straße und blickte dem davonfahrenden Wagen nach. Bob und Peter verspürten ebenfalls kein großes Mitleid mit ihm.

Die rätselhafte Botschaft

Justus Jonas saß in der Zentrale am Schreibtisch. Davor hatten Bob und Peter Platz genommen. Just hatte das Gesicht in nachdenkliche Falten gelegt. Seine beiden Detektivkollegen hatten ihm soeben über die Abenteuer dieses Tages berichtet; jetzt lehnten sie sich zurück und warteten ab, was er dazu sagen würde. Alle drei waren müde.

Justus hatte den ganzen Tag lang auf dem Schrottplatz nach dem Rechten gesehen.

Und Bob und Peter waren zwar inzwischen zum Abendessen zu Hause gewesen, aber sie fühlten sich nach all der überstandenen Aufregung noch immer ein wenig erschöpft.

Endlich begann Justus zu sprechen.

»Unser goldbeschlagener Rolls-Royce«, sagte er, »hat nun schon zweimal jemand auf unsere Fährte gelockt. Das soll uns eine Lehre sein. Solange wir Ermittlungen durchführen, ist es unklug, wenn wir durch unser Transportmittel, unsere äußere Erscheinung oder unsere Verhaltensweise die Aufmerksamkeit anderer auf uns lenken.«

»Ist das alles, was du dazu zu sagen hast?« fragte Peter. »Da hatten wir nun alle Papageien beisammen – wir waren ganz nah dran, die volle Botschaft zu erfahren, die John Silver über das Versteck des Bildes hinterlassen hatte – und schwupp! ist alles dahin. Jetzt hat Hugenay die Papageien, und den Schlüssel zur Lösung hat er auch, und vielleicht hat er jetzt sogar schon das Bild.«

»Den Papageien muß das ganze Hin und Her doch sehr zugesetzt haben«, stellte Justus fest. »Ich bezweifle, ob es Hugenay schon gelungen ist, sie zum Sprechen zu bringen.«

»Aber er wird es noch schaffen«, meinte Bob niedergeschlagen. »Er sah nicht aus wie einer, der beim ersten Hindernis aufgibt. Auch nicht bei einem stummen Papagei.«

»Aber wir gewinnen dadurch wenigstens ein bißchen Zeit«, sagte Justus.

»Zeit wofür?« wollte Peter wissen. »Gut, wir kennen vier von den Sprüchen, die John Silver seinen Vögeln beibrachte. Aber wir brauchen alle sieben. Und die Papageien kriegen wir nicht wieder. Von diesem Hugenay auf keinen Fall.«

»Du hast recht«, sagte Justus schließlich. »Wir müssen es uns wohl oder übel eingestehen: Wir konnten Mr. Fentriss' Papagei nicht wieder herschaffen. Und Miss Waggoners Papagei auch nicht. Wir konnten Mr. Claudius nicht helfen, das Bild wieder zu finden, das John Silver versteckt hat. Wir haben versagt. Das Resultat unserer Bemühungen ist gleich Null.«

»Nicht mal Skinny Norris haben wir eins ausgewischt«, murmelte Peter. »Der hat sich abgesetzt. Ein paar Wochen zu Verwandten aufs Land gefahren, wie mir das Dienstmädchen dort erzählt hat. Geben wir's zu: so kommen wir keinen Schritt weiter.«

Ein paar Minuten lang schwiegen sie alle drei. Dann nickte Justus.

»Ja«, sagte er. »Ich wüßte wirklich nicht, wie wir jetzt wieder an die Papageien rankommen oder uns die drei fehlenden Teile des Rätsels von John Silver verschaffen sollten. Wir kommen so nicht weiter, wie du sagst. Unsere Ermittlungen waren ein Fiasko.«

Wieder folgte allgemeine Stille, nur unterbrochen von Blackbeard, der geräuschvoll Sonnenblumenkerne knackte. Schließlich holte Bob tief Luft.

»Wenn wir es nur geschafft hätten, Käpt'n Kidd, Sherlock Holmes und Robin Hood zum Sprechen zu bringen, solange wir sie alle hatten«, meinte er. »Dann hätten wir wenigstens das ganze Rätsel beisammen.«

»Robin Hood.« Blackbeard bäugte die Jungen mit schiefgelegtem Kopf. Wie stets schien er an allem Anteil zu nehmen. Er schlug mit den Flügeln.

»Ich bin Robin Hood!« sagte er vernehmlich. »Ich nahm den Bogen, meinen besten – mein Pfeil flog hundert Schritt gen Westen.«

Verblüfft wandten die drei Jungen das Gesicht dem Vogel in seinem Käfig zu.

»Habt ihr das gehört?« fragte Peter.

»Meint ihr, das war –« Bob schluckte.

»Vorsicht!« sagte Justus. »Macht ihn nicht nervös. Mal sehen, ob er's noch mal sagt. Robin Hood!« sprach er den Vogel an. »Hallo, Robin Hood!«

»Ich bin Robin Hood!« sprach Blackbeard noch einmal. »Ich nahm den Bogen, meinen besten – mein Pfeil flog hundert Schritt gen Westen.« Und wieder schlug er mit den Flügeln.

Peter Shaw war sprachlos. Auch Justus sah völlig verduzt drein.

»Wißt ihr noch«, flüsterte er, »wie Carlos erzählte, daß Blackbeard sich John Silver immer auf die Schulter setzte, wenn er den Papageien Sprachunterricht gab?«

»Da fällt mir was ein!« sagte Bob aufgeregt. »Als wir ihn das erste Mal zu Gesicht bekamen, ahmte er Al Capone nach. ›Ich hab' noch jeden reingelegt!‹ Nur wußten wir damals noch nicht, daß das Al Capones Spruch war. Diese Stare sprechen manchmal besser als Papageien, und unser Super-Star hier macht einen ungewöhnlich begabten Eindruck. Glaubt ihr, er könnte –«

»Versuchen wir's«, meinte Justus. Er hielt Blackbeard einen großen Sonnenblumenkern hin.

»Sherlock Holmes«, sagte Justus deutlich. »Hallo, Sherlock Holmes.«

Sofort brachte Blackbeard den Namen mit den Sätzen in Verbindung, die er zuvor so oft gehört hatte. Er schlug mit den Flügeln und sagte mit betont britischem Akzent: »Du kennst meine Methoden, Watson. Drei Rosen und die Dreizehn.«

»Schreib das auf, Bob!« flüsterte Justus und versuchte es weiter.

»Käpt'n Kidd«, sagte er jetzt. »Hallo, Käpt'n Kidd!« Und er reichte Blackbeard noch einen Kern. Der Vogel pickte ihn auf.

»Ich bin Käpt'n Kidd«, sagte er. »Schau unter die Steine jenseits der Gebeine. Hol den Schatz ans Licht! Ein Schloß wehrt dir nicht.«

»Sagenhaft!« staunte Peter. »Das ist ja ein Tonbandgerät mit Flügeln! Er hat die ganze Zeit alle sieben Sprüche gewußt!«

»Ich hätte es mir denken müssen«, meinte Justus verwirrt, »als er zum ersten Mal den Spruch eines anderen Vogels zitierte – den von Al Capone, wie Bob vorhin schon sagte.«

Blackbeard war mittlerweile richtig in Fahrt. Sobald er den Namen »Al Capone« hörte, schlug er wieder mit den Flügeln.

»Ich hab' noch jeden reingelegt!« kreischte er. »Da guckste in die Röhre, was? Ha-ha-ha!«

Er lachte wie über einen äußerst gelungenen Witz. Aber die Jungen nahmen es kaum zur Kenntnis. Bob schrieb wie gehetzt. Gleich darauf war er fertig und hielt Justus das Blatt hin.

»Da«, sagte er. »Hier haben wir alle sieben Teile des Rätsels.« Peter trat zu Justus, und beide lasen, was auf dem Papier stand:

John Silvers Botschaft (voller Wortlaut)

*Schneewittchen: Weiß wie Schnee – rot wie Blut –
(Teil 1) braun wie Zedernholz.
Ist Sherlock Holmes zu Hause?*

*Lucullus: Lucius et Licinius et Lucullus.
(Teil 2) Kopf oder Zahl? Errare humanum est.*

*Blackbeard: Ich bin Blackbeard der Pirat!
(Teil 3) Meinen Schatz vergrub ich in finst'rer Nacht,
wo die Toten halten ewig Wacht.
Johoo – und 'ne Buddel Rum!*

*Robin Hood: Ich nahm den Bogen, meinen besten -
(Teil 4) mein Pfeil flog hundert Schritt gen Westen.*

*Sherlock Holmes Du kennst meine Methoden, Watson.
(Teil 5) Drei Rosen und die Dreizehn.*

Käpt'n Kidd: *Schau unter die Steine jenseits der Gebeine.*
(Teil 6) *Hol den Schatz ans Licht! Ein Schloß wehrt*
dir nicht.

Al Capone: *Ich hab' noch jeden reingelegt!*
(Teil 7) *Da guckste in die Röhre, was? Ha-ha-ha!*

»Da haben wir's«, sagte Peter. »Die volle Botschaft. Jetzt fehlt nur noch eins, eine ganze Kleinigkeit.«

»Was wäre das?« fragte Bob.

»Wir müssen bloß noch rausfinden, was das Ganze bedeutet«, erklärte Peter.

Nichts wie los und hin!

Den ganzen Tag, solange Bob in der Bibliothek arbeitete, bewegte er sich so abwesend, als sei er mit seinen Gedanken in weiter Ferne. Das traf auch zu. Er nahm ein Buch über Codes und Geheimsprachen vom Regal und sah hinein, aber es nützte ihm nichts. Immerhin hoffte er, daß Peter oder Justus hinter das Geheimnis kommen würden, wenn schon er es nicht schaffte. Nach dem Abendessen radelte er hoffnungsvoll zum Schrottplatz, kroch durch Tunnel II in die Zentrale und wurde von ratlosen Gesichtern empfangen. Peter bekannte frei heraus, daß er mit Geheimbotschaften nichts anzufangen wisse. Justus knetete seine Unterlippe zwischen den Fingern und erklärte die Sitzung der drei ??? für eröffnet.

»Ich weiß nicht, was John Silvers Botschaft bedeutet«, sagte er. »Einiges davon hört sich jedoch in gewisser Weise verständlich an. Bei Teil 1 zum Beispiel, mit Schneewittchen und den Farben, stimme ich mit Mrs. Claudius überein. Das bezieht sich auf das Bildnis des schönen jungen Mädchens.«

Die beiden anderen nickten zustimmend.

»Aber was ist mit dem ›Ist Sherlock Holmes zu Hause?« fragte Bob.

»Wär schön, wenn wir den fragen könnten!«, rief Peter. »Es käme uns sehr gelegen.«

»Das ist mir noch nicht klar«, bekannte Justus. »Denn was Sherlock Holmes sagt, Teil 5 des Rätsels, lautet: ›Du kennst meine Methoden, Watson.« Das ist ein bekanntes Zitat aus Conan Doyles Erzählungen. Doch dann folgt ›Drei Rosen und die Dreizehn.« Und dieses letzte ergibt überhaupt keinen Sinn.«

Blackbeard hielt den Kopf schief. »Drei Rosen weisen uns die Dreizehn«, verkündete er.

»Jetzt klingt es aber anders!« bemerkte Peter.

»Dann hatte er vorher nicht ganz genau zitiert, oder wir hatten uns verhört«, wandte Bob ein, korrigierte aber seine Aufstellung.

»Weiter, Justus.«

»In Teil 2 kommen wir zum Feldherrn Lucullus, der drei undeutbare Worte und ein lateinisches Sprichwort sagt«, stellte Justus fest. »Ich kann mir darauf wiederum keinen Reim machen.«

»Teil 3, Blackbeards eigener Spruch, klingt dann wie ein Hinweis auf eine Pirateninsel oder einen Unterschlupf für Piraten«, sagte Bob.

»Mr. Claudius sagte auch, John Silver sei von Seeräubergeschichten immer begeistert gewesen. Wenn er also hier einen solchen Zufluchtsort oder einen Platz, der so aussieht, entdeckt haben sollte, hat er den möglicherweise als sein Versteck gewählt.«

Justus entfaltete eine Landkarte. »Hier ist eine Karte von Südkalifornien«, sagte er. »Wir wissen von Carlos, daß John Silver drei Tage lang fort war. Er ging irgendwohin – vielleicht ließ er sich auch von einem Auto mitnehmen –, versteckte den Metallkasten mit dem Bild darin und kehrte wieder zurück. In drei Tagen hätte er natürlich fast überallhin gelangen können. Zur Catalina-Insel hinaus. Nach Mexiko hinunter. Vielleicht sogar bis zum Death Valley.«

»Das Tal des Todes!« rief Peter. »Da liegen massenhaft alte Gebeine herum! Ich würde darauf tippen. Aber kannst du dir vorstel-

len, daß wir Death Valley nach einem Kästchen absuchen? In zwei Tagen würden wir selber zu den Toten gehören, die dort ewig Wacht halten!«

»Es ist ja nur eine von mehreren Möglichkeiten«, meinte Justus. »Aber es verspricht einiges.«

»Teil 4 des Rätsels, dieses ›Ich nahm den Bogen, meinen besten – mein Pfeil flog hundert Schritt gen Westen‹, klingt wie eine Richtungsangabe«, stellte Bob fest. »Wir sollen wohl von irgendeiner Stelle aus hundert Schritte nach Westen gehen.«

»Schön, aber von wo aus?« fragte Peter. »Vom Marktplatz von Rocky Beach?«

»Mit Teil 5, Sherlock Holmes' Zitat, haben wir uns schon befaßt und sind übereingekommen, daß wir es nicht verstehen«, sagte Justus.

»Gehen wir nun zu Teil 6, ›Schau unter die Steine jenseits der Gebeine. Hol den Schatz ans Licht! Ein Schloß wehrt dir nicht.‹ Das klingt nun wieder wie eine direkte Zielangabe.«

»So direkt wie der Weg durch einen Irrgarten«, brummte Peter vor sich hin. »Was für Steine? Was für Gebeine?«

»Auch das hört sich nach einer Pirateninsel an«, warf Bob ein.

»Von Piraten auf der Catalina-Insel ist mir nichts bekannt«, sagte Peter, »und das ist die einzige Insel hier in der Gegend.«

»Zur Zeit der Goldsucher gab es dort eine Menge Strauchdiebe«, meinte Justus. »Die könnte man vielleicht als Piraten bezeichnen.«

»Das wäre eine Möglichkeit«, stimmte ihm Bob zu. »Aber was bedeutet dann der letzte Teil? ›Ich hab' noch jeden reingelegt!‹ Das klingt doch wirklich, als wolle uns John Silver sagen, daß er uns die ganze Zeit an der Nase herumgeführt hat. Und obendrein folgt dann noch: ›Da guckste in die Röhre, was?‹ – also wieder so ein Ausdruck, der besagt, daß einer leer ausgeht. Es läuft alles darauf hinaus, daß John Silver meint: Ich habe euch ganz schön zum Narren gehalten. Auch wenn ihr mein Rätsel gelöst habt, mein Bild kriegt ihr nicht.«

Justus rundes Gesicht war zur mißvergnügten Grimasse verzogen. Er hatte viel für Probleme übrig, aber wenn er nicht weiter kam,

so ärgerte ihn das gewaltig. Und hier war weit und breit keine Lösung in Sicht.

»Na ja«, meinte er, »ich hoffe nur, daß Hugenay, der Kunstdieb, sich ebenso schwer tut wie wir. Wir haben jetzt dank Blackbeard den vollständigen Räseltext, aber Hugenay hat die Papageien und wird sie früher oder später zum Sprechen bringen. Und wir wollen das vermißte Kunstwerk schließlich vor ihm finden. Das verlangt schon unsere Standesehre als Detektive.«

Eine Zeitlang sprach keiner ein Wort. Dann erhob sich der Erste Detektiv.

»Ich rufe euch an, wenn ich wieder ein Stück weitergekommen bin«, sagte er. »Vorher hat es keinen Zweck mehr, daß wir uns treffen. Wenn euch etwas zu der Sache einfällt, dann ruft mich an.«

Sie gingen auseinander. Bob und Peter fuhren nach Hause, wo sie ihre Eltern mit ihrer ungewohnt frühen Rückkehr gelinde über-raschten.

Am folgenden Tag passierte Justus im Betrieb dreimal ein Fehler beim Abrechnen mit Kunden. Peter machte daheim in der Garage gründlich sauber, dann ging er ans Waschen und Abschmieren des Wagens, und immer wartete er auf Nachricht von Justus. Bob stellte in der Bibliothek so viele Bücher ins falsche Regal, daß ihn die Bibliothekarin schließlich nach Hause schickte, wo er dann im Wohnzimmer am Fenster saß und über den nahen Bergen von Santa Monica den Wolken nachschaute, als hoffte er, am Himmel irgendwo eine Antwort geschrieben zu finden.

Auch als sein Vater unerwartet zum Abendessen heimkam, war Bob so still, daß Mr. Andrews ihn einigermmaßen besorgt ansah.

»Ist was, Bob?« fragte er, als er seine Pfeife hervorholte. »Macht dir irgendwas Kummer?«

»Es ist eine Art Räsel, Daddy.« Auf einmal war Bob klargeworden, daß ihm vielleicht ein Außenstehender bei der Lösung helfen könnte. Sein Vater war immerhin als recht gescheiter Kopf bekannt. Bob wandte sich zu ihm, das Haar zerraut, das Gesicht zergrübelt.

»Wenn du irgendwo einen Schatz vergraben und als Hinweis darauf

die Worte hinterlassen wolltest ›Meinen Schatz vergrub ich in finst'rer Nacht, wo die Toten halten ewig Wacht‹, wo würdest du den Schatz dann verstecken?«

»Auf der Schatzinsel«, sagte sein Vater und zündete sich die Pfeife an. »Wie sie Robert Louis Stevenson beschrieben hat. Oder auf einer anderen Pirateninsel.«

»Aber wenn es nun in der Nähe keine solche Insel gäbe?« hakte Bob ein. »Wo würdest du den Schatz dann verstecken?«

Sein Vater überlegte, während er heftig an der Pfeife zog, um die Glut anzufachen.

»Hm«, meinte er. »Da gibt es noch einen anderen Ort, auf den der Wortlaut gut passen würde.«

»Noch einen? Welchen?« Bob richtete sich auf.

»Einen Friedhof«, sagte sein Vater schmunzelnd.

»Na klar!« Bob stürzte so hastig an seinem Vater vorbei zum Telefon, daß Mr. Andrews beinahe die Pfeife heruntergefallen wäre. Er schüttelte den Kopf über solch aufgeregtes Gehabe und ging in die Küche, um seiner Frau zu helfen. Bob hatte schon die Nummer der Zentrale gewählt. Ein paarmal tutete es, dann nahm Justus ab.

»Just«, sagte Bob mit gedämpfter Stimme. »Du weißt doch, was Blackbeard sagt?«

»Ja, und?« Justs Stimme drang erwartungsvoll an Bobs Ohr.

»Nehmen wir mal an, das deutet auf einen Friedhof hin. Dort würden auch die Toten bei dem Schatz Wacht halten, oder nicht?«

In der Leitung blieb es lange Zeit still. Dann sagte Justus gepreßt:

»Bob, bitte bleib zu Hause. Ich rufe dich später wieder an.«

Beim Abendessen war Bob voll Unruhe und wartete dauernd auf das Klingeln des Telefons. Als er mit dem Nachtschiff fast fertig war, kam es endlich. Noch vor dem zweiten Klingelzeichen war Bob am Apparat.

»Ja?« meldete er sich.

Aus Justs Stimme war Spannung herauszuhören. »Zum Roten Tor. Nichts wie los und hin!« sagte er und legte auf.

Bob legte ebenfalls auf.

Na! Nichts wie los und hin! Also schnellstens zum Schrottplatz und durch den hinteren Geheimeingang, und niemand durfte ihn dabei sehen.

»Mama – Daddy,« sagte er hastig. »Ich muß noch mal weg. Justus braucht mich. Bis zehn bin ich wieder da. Darf ich? Danke!«

Und ehe seine Eltern ein Wort hervorbrachten, war er verschwunden.

»Ich möchte nur wissen«, meinte sein Vater, »was nun schon wieder los ist!«

»Die Jungen suchen zur Zeit einen verschwundenen Papagei.« Die Mutter lächelte. »Bob hat es mir vor ein paar Tagen berichtet. Ich nehme an, daß Justus dazu was herausgefunden hat.«

»Einen verschwundenen Papagei.« Mr. Andrews lachte in sich hinein und trank seinen Kaffee aus. »Das klingt ja recht harmlos.« Dann blickte er erschrocken auf. »Aber was hätte das mit einem Friedhof zu tun?«

Bob radelte inzwischen, so schnell er konnte, durch Seitenstraßen auf die hintere Umzäunung des Schrottplatzes los.

Bob spielt Köder

Fast zur gleichen Zeit kamen Bob und Peter am Roten Tor an. Sie verloren kein Wort darüber – jeder wußte, daß der andere die gleiche Nachricht erhalten hatte. Sie öffneten die Geheimtür und schoben ihre Fahrräder hindurch. Dann wanden und zwängten sie sich den tunnelähnlichen Pfad entlang, der zur Zentrale hinter ihrem Wall von wertlos scheinendem Trödelkram führte, und stiegen ins Büro ein.

Justus erwartete sie mit einem Stoß Bücher, Landkarten und Zeitschriften vor sich auf dem Schreibtisch. Die schlecht verhehlte Erregung auf seinem Gesicht ließ erkennen, daß es etwas Neues gab.

»Wir müssen jetzt schnell handeln«, sagte er zu den beiden.

»Deshalb ließ ich euch kommen.«

»Just, hast du das Rätsel gelöst?« fragte Bob.

»Nicht alles. Aber wenigstens den Anfang. Du hast mich draufgebracht, als du sagtest, auch auf einem Friedhof könnten die Toten bei einem vergrabenen Schatz Wacht halten.«

»Eigentlich ist die Idee von meinem Vater«, erklärte Bob, aber Justus hatte sich schon wieder seinen Büchern und Zeitschriften zugewandt.

»Anhand dieses Hinweises«, sagte er, »ist mir ein Fortschritt gelungen. Die Geheimbotschaft, die John Silver hinterließ, besteht bekanntlich aus sieben Teilen. Die Worte jedes Teils brachte er einem Vogel bei, aber das ist nun nicht mehr wichtig. Wir sprechen jetzt nur noch von Teil 1, Teil 2 und so weiter.«

»Quatsch nicht soviel!« stöhnte Peter. »Sag, was los ist!«

»Teil 3 weist darauf hin, daß John Silver sein Bild auf einem Friedhof versteckt hat. Daraus läßt sich folgern, daß Teil 1 und Teil 2 uns zu diesem Friedhof hinführen sollen.«

»Sollen«, warf Bob ein. »Bloß tun sie's nicht.«

»Teil 1 des Rätsels lautet ›Weiß wie Schnee, rot wie Blut, braun wie Zedernholz. Ist Sherlock Holmes zu Hause?‹ Fällt euch an diesen Worten etwas Besonderes auf?«

»Sherlock Holmes ist tot«, sagte Peter.

»Sherlock Holmes ist nur eine erdichtete Figur«, sagte Bob. »Er kann uns in diesem Fall nichts nützen.«

»Ich glaube doch«, meinte Justus eifrig. »Da ist von seinem Haus die Rede. Und wo wohnte er?«

»In London«, antwortete Peter.

»In der Baker Street in London«, ergänzte Bob.

»Er wohnte in der Baker Street«, sagte Justus. »Also müßten wir dorthin gehen, wenn wir wissen wollten, ob er zu Hause ist. Aber nun seht euch den zweiten Teil der Botschaft an: ›Lucius et Licinius et Lucullus‹ – die drei Namen eines Feldherrn. Aber dem Papagei, der sie aufzählt, wurde beigebracht, jeweils ein ›und‹ dazwischen zu setzen. Das bedeutet, daß wir auf dieses ›et‹ besonders achten

sollten. Dann kommt: ›Kopf oder Zahl?‹ Das ›Errare humanum est‹ ist meiner Schätzung nach nur eine schmückende Zutat. Aber auf die Worte davor kommt es an. Der ›Kopf‹ ist bei allen drei Namen gleich, habt ihr das bemerkt?«

»Klar – ein L«, sagte Peter. »Aber was hätte das zu bedeuten?«

Justus schrieb ein paar Zeichen auf einen Zettel und schob ihn Bob und Peter hin. Sie lasen:

MCMLXXII = 1972

»Ein M wie Marc Aurel, zum Beispiel«, sagte Justus gelassen. »Ein C wie Cäsar. Ein L wie Lucullus. Merkt ihr was? In der Folge der drei Namen unseres Freundes Lucky ist der ›Kopf‹ jeweils als Zahl zu verstehen. Fünzig und fünfzig und nochmals fünfzig. Macht einhundertfünfzig. Und nun seht euch das an.« Wieder schrieb er etwas auf das Papier.

Mit weit aufgerissenen Augen starrten Bob und Peter auf den Zettel. Justus hatte geschrieben:

Baker Street 150

»Mensch!« flüsterte Peter. »Eine Adresse!«

»Von einem Friedhof?« fragte Bob.

Justus grub aus dem Stapel Bücher einen alten Atlas von Südkalifornien hervor.

»Ich habe alle Bände aus unserer geographischen Handbibliothek gewälzt«, sagte er. »In Südkalifornien gibt es Hunderte von Städten und Landgemeinden, und eine Baker Street gibt es in mehreren von ihnen. Schließlich entdeckte ich aber, daß in dem Städtchen Merita Valley, südlich von Los Angeles, ein alter Friedhof an der Ecke Baker Street und Valley Street liegt. Und der Nebeneingang, der zu dem Haus führt, wo früher der Friedhofswärter wohnte, trägt eine Hausnummer: Baker Street 150!«

»Unglaublich!« sagte Peter. »Wie hast du das bloß rausgekriegt?«

»Mit Hilfe all dieser Nachschlagewerke« – Justus klopfte auf seinen Bücherstapel – »und des Telefons. Ich habe sogar eine kleine Schrift

gefunden, worin dieser Friedhof erwähnt wird. Er ist eine touristische Sehenswürdigkeit. Hört euch das an.«

Er las vor:

»Der ehemalige Friedhof von Merita Valley gehört zu den ältesten in Kalifornien. Er wird nicht mehr benutzt und ist ziemlich vernachlässigt, aber es sind Maßnahmen geplant, die seiner Erhaltung und Pflege als historische Stätte zugute kommen.«

Justus schloß das Heftchen.

»Merita Valley liegt nur etwa fünfzig Kilometer südlich von dem Ort, wo John Silver mit Carlos und seinem Onkel lebte«, sagte er. »Bei all diesen Indizien ist es für mich so gut wie sicher, daß wir den Platz gefunden haben, den sich John Silver als Versteck für sein Bild erwählt hat.«

»Und der Rest der Botschaft?« fragte Bob. »Hast du den auch entschlüsselt?«

»Nein«, erwiderte Justus. »Der Rest besteht aus Ortsangaben, die uns zu dem genauen Punkt hinführen, wenn wir erst beim Friedhof angelangt sind. Wir müssen hingehen und von dort aus weiter rätseln.«

»Morgen früh!« schlug Peter vor. »Fahren wir mit dem Wagen, sobald es Tag ist.«

»Hugenay hat das Rätsel vielleicht eben jetzt auch gelöst«, entgegnete Justus. »Wir dürfen keine Zeit mehr vertun. Wir müssen sofort hin. Bis es dunkel wird, haben wir gerade noch Zeit, hinzufahren, das Bild im Versteck zu finden und wieder zurückzukommen. Leider können wir nicht alle drei gehen. Und den Rolls-Royce können wir auch nicht nehmen.«

»Warum nicht?« wollte Peter wissen.

»Weil Hugenay uns vielleicht beobachten läßt«, erklärte Justus. »Und der Rolls-Royce ist für einen Verfolger allzu leicht kenntlich, wie wir bereits erlebt haben. Mein Plan sieht also folgendermaßen aus . . .«

Rasch setzte er ihn den Freunden auseinander. Bob erhob Einspruch, aber ohne Erfolg. Schließlich ließ er sich von Justus Argu-

menten überzeugen und gab nach. Als dann einige Minuten später der Rolls-Royce am Schrottplatz vorfuhr, ließen sich alle drei Jungen Zeit beim Einsteigen, um von einem heimlichen Beobachter auch gewiß gesehen zu werden.

Chauffeur war wieder der kleine Fitch. Er begrüßte sie erfreut und entblößte dabei seine gelben Zähne.

»Na, in letzter Zeit wieder verschwundene Papageien aufgegebelt?« fragte er.

»Es geht«, erwiderte Justus kurz. »Nach einem davon fahndet die Polizei eifrig mit. Fahren Sie jetzt zum Haupttor hinaus und dann nach hinten um den Schrottplatz herum. Auf der Straße entlang dem hinteren Zaun bitte recht langsam fahren, aber nicht anhalten.«

Leicht verlegen wandte sich der Chauffeur wieder nach vorn. Der Wagen rollte zum Tor hinaus; von allen Seiten waren die drei Jungen darin gut zu sehen. Als Fitch jedoch hinter dem Schrottplatz um die Ecke bog und die Fahrt verlangsamte, stiegen Peter und Justus behende aus.

»Warte in der Zentrale auf uns!« rief Justus noch Bob zu. Dann schlüpfen er und Peter durch das Rote Tor, ehe ein möglicher Verfolger bemerkt haben konnte, daß sie aus dem Wagen gestiegen waren.

»Na, junger Mann«, meinte Fitch mit hörbarem Spott, »und wohin nun? Gibt es einen kriminellen Papagei aufzuspüren?«

»Nein.« Bob versuchte sich seine Enttäuschung nicht anmerken zu lassen. »Fahren Sie ungefähr eine halbe Stunde lang auf der Küstenstraße entlang und dann durch die Berge zurück. Heute abend wird nur zum Vergnügen gefahren.«

Doch für Bob war dies alles andere als ein Vergnügen. Er mußte nur den Lockvogel spielen. Auf Peter und Justus wartete das Abenteuer.

Von Steinen und Gebeinen

Der kleine Lastwagen der Firma Jonas rumpelte die holprige Landstraße entlang. Kenneth war am Steuer, und Peter und Justus saßen neben ihm und blickten stumm hinaus.

Nachdem die beiden Jungen den Rolls-Royce verlassen und den Schrottplatz betreten hatten, waren sie unauffällig in den Lastwagen gestiegen. Mr. Jonas hatte Justus vorher versprochen, daß er ihn abends mit Kenneth benutzen dürfte. Kenneth war mit dem Firmenwagen aus dem Hof gefahren, als gebe es noch etwas zu erledigen, und die Jungen duckten sich dabei auf den Boden, um nicht gesehen zu werden. Erst als sie mehr als fünfzehn Kilometer zur Küste hinunter zurückgelegt hatten, setzten sie sich aufrecht hin.

»Niemand ist hinter uns her, Just«, sagte Kenneth. »Und mir scheint, wir haben den Ort schon gefunden, wohin du wolltest. Nichts Großartiges, wie?«

Sie hatten über eine Stunde gebraucht, bis sie in Merita Valley angekommen waren. Wie Kenneth bemerkt hatte, war das Städtchen wirklich nichts Großartiges. Die wenigen Geschäftsstraßen hatten sie schon hinter sich gelassen. Jetzt holperten sie die Baker Street entlang, wo fast gar keine Häuser standen. Weiter vorn kam eine lange Mauer, und hinter der Mauer waren Hunderte von steinernen Kreuzen und Grabmälern errichtet. Sie hatten den alten Friedhof von Merita Valley erreicht.

Peter wies nach vorn. Dort war ein Durchgang in der Mauer, und auf einem alten hölzernen Schild daneben stand: Baker Street 150.

»Wollen wir nicht anhalten?« fragte Peter. Justus schüttelte den Kopf.

»Bitte fahr bei der nächsten Biegung rechts ab, Kenneth«, sagte er.

»Machen wir, Just«, sagte Kenneth.

Der Friedhof war groß und offenbar sehr alt. Als sie an die Ecke der Mauer kamen, erblickten sie die verfallene Ruine einer ehemaligen Kirche. Mauerwerk und Ziegel sahen heruntergekommen aus.

Kenneth bog um die Ecke, und sie fuhren noch ein paar hundert

Meter geradeaus. Schließlich ließen sie den Friedhof hinter sich und kamen zu einem dichten Gehölz aus Eukalyptusbäumen am Straßenrand. Die Zweige hingen tief herab, und die Blätter verströmten einen durchdringenden, öligen Duft.

»Da unter den Bäumen parken wir«, bestimmte Justus. Kenneth stoppte, und die Jungen schlüpfen aus dem Wagen.

»Es kann sein, daß wir ziemlich lange wegbleiben, Kenneth«, sagte Justus. »Wart bitte auf uns.«

»Na klar«, sagte der starke Ire. Er drehte das kleine Radio an und holte eine Zeitung hervor. »Ich hab's nicht eilig.«

»Und was jetzt, Just?« fragte Peter, als der stämmige Erste Detektiv mitten durch einen Acker schräg auf die baufällige Friedhofsmauer losschritt.

»Niemand darf uns sehen, wenn wir in den Friedhof hineingehen«, erklärte Justus. »Unsere Absichten sind zwar durchaus ehrenhafter Natur, aber wir wollen vermeiden, daß irgendwelche neugierigen Zeitgenossen uns die Suche vermasseln.«

Sie gelangten an die Mauer und stiegen hinüber.

»Na, ganz wohl ist mir's nicht, so allein hier«, meinte Peter, als sie einen überwachsenen Pfad entlang gingen. Zu beiden Seiten standen dicht gedrängt die Grabmäler, kleine und große, manche schief zur Seite geneigt und ganz verwittert.

»Du hast einen guten Orientierungssinn, Peter«, sagte Justus. »Präge dir unseren Weg gut ein, damit wir wieder zum Wagen zurückfinden, falls unsere Suche andauern sollte, bis es Nacht wird. Leider sind wir so überstürzt aufgebrochen, daß ich nicht einmal eine Taschenlampe bei mir habe.«

»Bis es Nacht wird?« Peters Stimme klang gepreßt. »Ich glaube eher, daß wir nicht mal so lange Zeit haben«, bemerkte er, als ein dünner weißlicher Schleier vor ihnen über den Weg zog. »Sieh dir das an! Heute abend bekommen wir Nebel, vom Meer her.«

Justus sah nach Westen, wo der Pazifik lag. Wahrhaftig – da wallten schon leichte Nebelschwaden langsam auf sie zu. In Südkalifornien dringt häufig dichter Nebel vom Meer landeinwärts und legt sich

über die Küste, so daß man dort die Hand vor Augen nicht mehr sieht. »Mit Nebel hatte ich nicht gerechnet«, sagte Justus mit finsterem Gesicht. »Das ist noch schlimmer als Dunkelheit. Hoffentlich können wir John Silvers Rätsel rasch lösen. Hier ist wenigstens schon der Seiteneingang, Baker Street 150.«

Justus schritt schneller aus. Sie gingen zwischen zwei hohen Grabsteinen hindurch und kamen unmittelbar neben dem Seiteneingang an eine Wegkreuzung. Von hier aus führten mehrere Pfade nach verschiedenen Richtungen ins Innere des großen alten Friedhofs.

»Was machen wir jetzt?« fragte Peter nervös, als Justus einen Zettel aus der Tasche zog.

»Wir haben Baker Street 150 erreicht«, stellte Justus fest und blickte auf seinen Zettel nieder. »Teil 4 der Botschaft lautet ›Ich nahm den Bogen, meinen besten – mein Pfeil flog hundert Schritt gen Westen.« Hier, der Eingang liegt genau nach Norden. Deshalb halb –«

»Deshalb?« fragte Peter. Justus drehte sich auf der Wegkreuzung um.

»Hundert Schritt«, sagte er. »Ich glaube, John Silver meint, wir sollen hundert Schritte nach Westen gehen, und der Ausgangspunkt wäre naturgemäß hier, wo direkt vom Eingang mehrere Wege abzweigen. Wir werden also hundert Schritte abzählen. Hundert Männerschritte, wohlgemerkt! Mach du's, du hast längere Beine.«

Peter schritt in westlicher Richtung aus; das war ein Pfad, der in einigem Abstand parallel zur Friedhofsmauer verlief. Er versuchte, normale Männerschritte zu machen. Als er bei hundert angelangt war, blieb er stehen.

»So«, sagte er. »Was jetzt?«

»Wir kommen nun zu Teil 5 der Botschaft, und der heißt ›Du kennst meine Methoden, Watson. Drei Rosen weisen uns die Dreizehn.«

»Bis hierher war's einfach. Aber damit fange ich nichts an«, meinte Peter.

Auch Justus sah weit und breit nichts Aufschlußreiches. Doch dann durchzuckte ihn ein Gedanke.

»Peter«, meinte er, »bist du sicher, daß du deine Schritte lang genug gemacht hast?«

»Ja – ich glaube doch. Ich bin kräftig ausgeschritten.«

»Wir wollen es trotzdem noch mal wiederholen. Es zählt sich immer aus, wenn man auf Nummer Sicher geht.«

Peter war einverstanden. Sie liefen zum Ausgangspunkt zurück, und wieder begann Peter hundert Schritte abzuzählen, diesmal die Schritte eines recht langbeinigen Robin Hood. Bei »hundert«, ein gutes Stück weiter als vorher, kam die Mauer am hinteren Teil des Friedhofs in Sicht. Doch ungeachtet der vielen Gedenksteine ringsum fiel Peter nichts auf, das ihnen einen Lichtblick gebracht hätte.

Da stieß Justus einen unterdrückten Ausruf aus.

»Dort!« sagte er und wies auf drei alte Grabsteine, die vor ihnen dicht beisammenstanden. Auf den Steinen war zu lesen, daß Josiah Rosewood, Patience Rosewood und Tommy Rosewood am selben Tag im Jahre 1888 an Gelbfieber gestorben waren und hier in Frieden ruhten. Und das Familienwappen auf jedem Stein zeigte eine Rose.

»Drei Rosen!« Peter hatte schlagartig begriffen. »Hier sind drei Rosen«, mußte Justus zugeben. »Aber wie weisen sie uns die Dreizehn?«

»Die Reihe entlang, in der die Steine aufgestellt sind!« sagte Peter atemlos. »Vielleicht weist die auf irgend etwas Markantes. Und machen wir um Himmels willen schnell! Der Nebel wird immer dichter!«

Schon waren sie ringsum von ziehenden Nebelschwaden umgeben. Die Sicht verschlechterte sich zusehends. Sofort lief Peter hinüber und ging neben dem ersten der drei niedrigen Grabsteine in die Hocke. Die nächsten beiden standen leicht geneigt. Peter visierte über alle drei hinweg, und in etwa fünfzehn Metern Entfernung blieb sein Blick an einer hohen Gedenksäule haften.

»Das scheint der Zielpunkt zu sein, Justus«, sagte er. »Sieh mal nach, was draufsteht.«

Justus lief schon zu dem Stein hin, achtsam zwischen den altehrwürdigen Ruhestätten hindurch. Peter stürzte ihm nach. Zusammen erreichten sie den hohen Stein. Die Fläche war leer. Doch als sie um ihn herumgingen, blieben sie im selben Augenblick stehen. Die Inschrift auf der abgewandten Seite lautete:

Hier ruhen
13
namenlose Reisende
erschlagen
von Indianern
17. Juni 1876

»Die Dreizehn!« flüsterte Peter. »Drei Rosen haben uns wirklich zu den Dreizehn gebracht. Schnell, Just, wie heißt der Schluß des Rätsels?«

»Teil 6 lautet ›Schau unter die Steine jenseits der Gebeine. Hol den Schatz ans Licht! Ein Schloß wehrt dir nicht.«



Nun ja, schwierig genug war es bis hierher. Wer das Rätsel so weit gelöst hat und schließlich den Schatz ans Licht bringt, dessen Eifer wehren am Ende auch Schloß und Riegel nicht. So ist wohl dieser Hinweis aufzufassen. Oder sollte etwa gar kein Schloß zu knacken sein?

»Aber was für Steine?« fragte Peter. »Hier stehen ja überall Steine.«

»In dem Spruch heißt es ›jenseits der Gebeine«, gab Justus zurück. »Es kann also kein Grabstein gemeint sein. Verflixt, dieser Nebel wird ja ganz schlimm. Aber schau mal, die Mauer da drüben neben dem Grabstein! Da liegt ein Haufen Steinbrocken, wo ein Stück eingestürzt ist und nicht wieder hochgemauert wurde. Das sind am ehesten Steine jenseits der Gebeine. Es sind auch die einzigen solchen Steine in Sichtweite. Wenn wir darunter nachschauen –«
Peter wartete gar nicht erst ab, bis Justus zu Ende gesprochen hatte.

Schon sprang er in großen Sätzen auf die eingestürzte Mauer los, wo große und kleine Steine zu Hunderten auf einem Haufen lagen. Dort angekommen, fing er sofort an, Steine aufzuheben und darunter nachzusehen.

»Los, Just, hilf mir schon«, keuchte er. »Viel Zeit haben wir nicht. Der Nebel ist eine Katastrophe.«

Justus trat zu ihm, und beide Jungen begannen von der Mitte aus Steine abzutragen und sie ein Stück vor der Mauer neu aufzuhäufen. So wühlten sie sich allmählich tief in den Steinhaufen. Und da hörten sie hinter sich eine Stimme mit französischem Akzent.

»So gefällt es mir, wenn brave Jungen bei der Arbeit sind«, sagte die Stimme.

Sie sahen aus ihrer Hockstellung vor dem Steinhaufen hoch. Aus den ziehenden Nebelschwaden tauchte mit zuversichtlicher Miene Mr. Hugenay auf, gefolgt von seinen beiden Spießgesellen Adams und Lester, dem brutalen Schläger.

»Nichtsdestoweniger meine ich« – der Kunstdieb lächelte zu den Jungen hinunter –, »es wird Zeit, daß wir die Sache in die Hand nehmen. Ich bedauere, bei der Größenordnung des Objekts diesmal als euer Rivale auftreten zu müssen. Leute – packt sie!«

Peter und Justus faßten im selben Augenblick denselben Entschluß; sie schossen pfeilschnell hoch, um an den drei Männern vorbeizukommen. Unglücklicherweise blieb ihnen keine Zeit, dabei aufeinander achtzugeben. Peter stieß mit seinem Freund zusammen, und beide purzelten der Länge nach hin. Adams hatte keine Mühe, jeden an einem Handgelenk zu packen, beiden den Arm hinter den Rücken zu drehen und sie zum Aufstehen zu zwingen.

»Gut so!« Der Franzose lächelte die Jungen an. Halt sie so fest, Adams. Du, Lester, gräbst in diesen Steinen nach, bis wir die reizende junge Dame finden. Damit wird unsere Suche zu Ende sein, und dann bekommt ihr die Prämie, die ich euch zur Belohnung für eure Hilfe versprochen habe.«

Versteckspiel im Nebel

Der Nebel umschlang sie mit kalten feuchten Armen, während Lester sich in den Steinhäufen wühlte. Er arbeitete darauflos wie ein Hund, der nach einem vergrabenen Knochen scharrt. Kleine Steine, Ziegelbrocken, ein Stück Rohr, einen abgebrochenen Ast und allerlei Kiesel schleuderte er einfach hinter sich. Adams wurde ein paarmal getroffen und beschwerte sich energisch.

»Paß doch auf, Mann!« sagte er.

»Etwas weniger Aufwand und etwas mehr Gründlichkeit, Lester«, empfahl Hugenay, der dabeistand und zuschaute.

Peter und Justus, noch immer hilflos in Adams' eisernem Griff, mußten sich alles mit ansehen. Es war eine bittere Erkenntnis, daß sie dem Schatz so nahe gekommen waren, nur um zum Schluß von dem gerissenen Franzosen aus dem Feld geschlagen zu werden.

»Nehmt es nicht so schwer, ihr beiden«, meinte Hugenay, der ihre Gedanken wohl erraten hatte. »Schließlich habe ich die Wächter im Louvre in Paris und im Britischen Museum in London genarrt. Dabei hättet ihr mich am Ende fast noch überlistet. Es war ein äußerst kluger Schachzug, uns zuerst auf die Spur eures auffälligen Luxusautos zu locken und gleichzeitig zu zweit im Lieferwagen herzukommen.«

Er lachte leise und zündete seine Zigarre wieder an, die in der feuchten Luft ausgegangen war. Der Nebel umwallte ihn wie ein Mantel, und die Flamme seines Feuerzeugs verlieh seinen Zügen einen unheimlichen, teuflischen Ausdruck.

»Natürlich hatte ich euch beobachten lassen. Mein Gewährsmann rief mich an und berichtete, der Rolls-Royce sei mit euch dreien weggefahren und er werde ihm folgen. Zwanzig Minuten später meldete er sich wieder und sagte, er hätte den Wagen überholt, aber nur einer von euch säße drin. Er hatte euch also aus den Augen verloren. Da erkannte ich, daß ihr ebenbürtige Rivalen seid und daß ich besonders schnell handeln mußte.« Er paffte dicke Rauchwolken in die Luft. Lester grub noch immer im Steinhäufen. Die schweren

Brocken wälzte er zur Seite, und die kleinen Steine warf er achtlos hinter sich.

»Selbstverständlich hatte ich den ersten Teil von John Silvers einfallsreicher Botschaft entschlüsselt«, erklärte Hugenay den beiden Jungen. »Aber diesen elenden alten Friedhof hatte ich noch nirgends gefunden. Da ich mich nicht lange damit aufhalten konnte, rief ich das Fremdenverkehrsamt an. Dort führen sie Listen der Sehenswürdigkeiten, die Touristen interessieren, und sie konnten mir tatsächlich sagen, wo es einen Friedhof mit der Adresse Baker Street 150 gab. Ich kam sofort hierher – und gerade zur rechten Zeit.«

Wieder wurde Adams von einem Steinwurf Lesters getroffen. Der kleine Mann stieß einen unterdrückten Fluch aus.

Hugenay rief dem großen Burschen zu: »Versuch's mal ein Stück daneben, Lester! Silver war krank. Er hätte sich nicht die Mühe gemacht, sich so tief in einen Steinhaufen hineinzuwühlen.«

Lester gehorchte, und gleich darauf schrie er triumphierend auf. Er zerzte etwas unter einem großen Stein hervor und reichte es Hugenay.

»Da haben wir ihn!« sagte er. »Ihren Kasten, Mr. Hugenay!«

»Ah!« machte Hugenay. Er nahm die flache, etwa fünfunddreißig Zentimeter breite und doppelt so lange Metallkassette entgegen. Der Deckel war mit einem kleinen, aber starken Vorhängeschloß gesichert. »Genau die richtige Größe«, bemerkte er. »Gut gemacht. Lester.«

»Das ist der Kasten, von dem Carlos erzählte, daß ihn John Silver unter seiner Matratze versteckt hielt«, flüsterte Justus Peter niedergeschlagen zu.

Der Kunstdieb handelte rasch. Er zog eine starke Kneifzange aus der Tasche. Ein einziger Druck durchtrennte den Metallbügel des Schlosses, und der Franzose machte sich daran, die Kassette zu öffnen.

»Nur ein kurzer Blick, bei diesem scheußlichen Wetter«, sagte er. »Ein so kostbares altes Gemälde darf nicht feucht werden.«

Er hob den Deckel und stieß einen zornigen Ausruf aus. Lester trat zu ihm hin, um zu sehen, was ihn so in Wut gebracht hatte. Adams schubste die Jungen vor sich her und versuchte ebenfalls einen Blick zu erhaschen.

»Hier drin ist nur ein Stück Papier«, sagte Hugenay schwer atmend. »Darauf steht: ›Tut mir leid, alter Freund, aber du hast meine Worte zu flüchtig gelesen.«

»Fertig, Just!« flüsterte Peter, als die Jungen spürten, wie sich Adams' Griff lockerte. Zur gleichen Zeit versuchten sie sich loszureißen. Peter, den Adams' linke Hand gepackt hielt, gelang es. Justus schaffte es nicht.

Peter stürzte rücklings zu Boden, und Adams fuhr herum und riß Justus mit sich, so daß es wehtat. Peters Hand stieß an etwas Langes und Hartes, und das umfaßte er fest. Er sprang auf die Füße und ließ das Rohrstück, das ihm in die Finger gekommen war, durch die Luft sausen. Krachend traf es Adams an der Schulter, und mit schmerzvollem Aufheulen ließ der Mann Justus los.



»Da guckste in die Röhre, was?« bin ich versucht mit Al Capone zu zitieren. Manchmal hilft eben nur beherztes Zupacken. Unsere beiden Schatzsucher sind wieder frei. Aber wo ist nun der Schatz?

Die Waffe noch in einer Hand, packte Peter Justus am Arm und zog ihn mit sich dorthin, wo der Nebel am dichtesten war und er eine Eukalyptusgruppe gerade noch ausmachen konnte.

Im nächsten Augenblick waren sie hinter den Bäumen, eingehüllt in graue Nebelschleier, während hinter ihnen die drei Männer durcheinanderbrüllten.

»Gleich werden sie hinter uns herkommen«, flüsterte Peter Justus ins Ohr. »Dort drüben steht der Wagen.«

Er zeigte die Richtung an. Justus konnte nur den Kopf schütteln. Im Nebel fand er sich überhaupt nicht mehr zurecht.

»Wie weißt du das?« fragte er.

»Ich weiß es eben«, sagte Peter. Und Justus glaubte ihm. Wenn es sich zu orientieren oder Spuren zu verfolgen galt, war Peter anerkannter Fachmann. Sogar bei Nacht konnte er dank einer Art sechstem Sinn eine bestimmte Richtung selbst an Orten einhalten, wo Justus auch am Tage leicht die Orientierung verlor.

»Paß auf«, sagte Peter rasch. »Hier sind überall Eukalyptusbäume in einzelnen Gruppen gepflanzt, bis hin zum Eingang in der Mauer, durch den wir gekommen sind. Lauf ganz schnell und vorsichtig von einer Baumgruppe zur nächsten.«

»Da komm ich vom Weg ab«, wandte Justus kleinlaut ein.

»Ich geh als erster los«, erklärte Peter. »Ich würde bei dir bleiben, aber die drei sind schon hinter uns her, und ich muß sie auf eine falsche Fährte locken. Du rennst einfach immer zum nächsten Baum und schaust jedesmal nach unseren geheimen Kreidezeichen aus, mit einem Pfeil, der in die richtige Richtung zeigt. Dann weißt du, daß du auf dem rechten Weg bist. Hier geht's lang!«

Er drehte seinen stämmigen Freund kräftig um seine Achse und stieß ihn in den Nebel.

Dann lief er selbst in einer anderen Richtung los und rief laut, damit die Männer es hörten: »Komm, Just, halt dich an mich. Hier müssen wir rüber!«

Die Stimmen der drei Männer, die sich den Jungen bereits genähert hatten, folgten nun der Richtung, aus der Peters Stimme kam. Justus stolperte vorwärts und stieß sich immer wieder die Schienbeine an niedrigen Grabsteinen an, bis er sich in der nächsten Baumgruppe fand. Er blieb stehen und horchte.

Ringsum herrschte Dämmerlicht. Die Sicht betrug kaum mehr als ein paar Meter, und der Nebel wälzte sich in grauen Schwaden vorüber. Justus blickte hoch. Über seinem Kopf war die Sicht etwas besser. Zehn oder fünfzehn Meter vor sich konnte er Konturen wahrnehmen, vielleicht Baumkronen. Er tappte darauf zu.

Die Stimmen der Männer hatten sich jetzt hinter ihm zerstreut – einer ging in diese Richtung, ein anderer in jene. Offenbar irrten sie ziellos umher. Wo Peter stecken mochte, war nicht festzustellen.

Justus gelangte zu den Bäumen, die er gesehen hatte, und schaute sich die Stämme genau an. Auf einer glatten Stelle in der Rinde des einen Baumes sah er ein mit blauer Kreide gemaltes Fragezeichen und darunter einen Pfeil, der nach links zeigte.

Das Fragezeichen war das Symbol der drei ????. Jeder der Jungen hatte immer ein Stück Kreide von bestimmter Farbe bei sich, womit er jederzeit für die anderen eine Nachricht ohne Worte hinterlassen konnte.

Justus war mit sich zufrieden; das war damals seine Idee gewesen. Vorsichtig ging er in die Richtung, die der Pfeil anzeigte.

Er kam zur nächsten Baumgruppe und fand auch hier das Fragezeichen und wieder einen Pfeil. Also war auch Peter durchgekommen. Hinter sich hörte Justus einen Schmerzensschrei – anscheinend war einer der Männer gestolpert und hingestürzt. Ihre Stimmen kamen nun aus immer weiterer Ferne.

Doch der Nebel verdichtete sich noch immer. Er verzerrte alle Konturen wie in einem Alptraum. Die Äste der Bäume wurden zu Armen mit Klauen, die sich nach Justus ausstreckten. Grabsteine verwandelten sich in zusammengeduckte Wesen, die ihm den Weg verstellten. Und die hohen Säulen türmten sich wie riesige Ungeheuer über ihm auf.

Der stämmige Junge atmete schwer, als er endlich vor sich die niedrige Oberkante der Mauer sah. Da erhob sich jenseits der Mauer eine Gestalt. Sie griff nach ihm, und diesmal war es keine Einbildung. Justus schreckte zurück.

»Ich bin's bloß – Peter!« flüsterte die Gestalt. »Komm, faß meine Hand! Wir müssen schnell machen.«

Zugegeben: Es kam nicht oft vor, daß Justus Jonas klein beigegeben mußte – jetzt ließ er sich brav von seinem Freund über die Mauer helfen und durch den dichten Nebel zum Lastwagen führen; dessen Scheinwerfer gelbe Lichtkegel aus dem Nebel schnitten.

»Alles in Ordnung, ihr zwei?« erkundigte sich Kenneth, als sie neben ihm auf die Sitzbank kletterten.

»Bring uns heim, Kenneth«, keuchte Justus. »Fahr landeinwärts und such dir eine nebelfreie Straße.«

»Kein Problem.« Kenneth startete den Motor und fuhr ganz vorsichtig nach Osten, bis sich der küstennahe Nebel verflüchtigte und die Sicht wieder klar war. Dann bog er nach Norden ab, und nun ging es geradewegs nach Hause.

Blackbeard hat das letzte Wort

Während der Fahrt schwiegen die Jungen lange Zeit. Schließlich sagte Justus: »Wenigstens kann uns Hugenay im Nebel nicht verfolgen.«

»Warum sollte er das?« fragte Peter. »Das Bild haben wir ja nicht.« »Aber vielleicht meint er, wir hätten es.« Justus knetete seine Unterlippe zwischen den Fingern. »Das alles hat sich ja sehr überraschend entwickelt – da findet man diese Kassette, und dann ist nichts drin außer dem Zettel von John Silver.«

»Wenn sie uns jetzt noch erwischen sollten«, meinte Peter, »haben wir Kenneth und Patrick bei uns, und die werden es ihnen schon zeigen.« Er schwang das Stück Rohr, das er noch immer fest gepackt hielt, seit er es aufgelesen hatte, durch die Luft. »Und damit schlag' ich glatt noch mal zu«, verkündete er. »Dieser Adams wird den Hieb, den ich ihm verpaßt habe, nicht so schnell vergessen.«

»Du hast so gehandelt, wie ich es von dir erwartete«, sagte Justus. »Mutig und genau im richtigen Augenblick.« Peter erwiderte nichts, aber innerlich wurde ihm richtig warm. Justus sprach selten ein Lob aus, und wenn das einmal geschah, bedeutete es sehr viel. Doch Justus selbst dachte inzwischen schon an etwas anderes.

»Wir haben das Rätsel jetzt gelöst«, sagte er. »Daß wir die Kassette fanden, ist der Beweis. Nur war das Bild nicht in der Kassette.«

»In dem Text hieß es an einer Stelle ›Ich hab' noch jeden reinge-

legt!«, gab Peter zu bedenken. »Das beweist, daß John Silver den Spaß noch weiter treiben wollte.«

»Vielleicht«, räumte Justus ein. Den Rest der Fahrt brachte er mit Nachdenken zu, und Peter hütete sich, ihn dabei zu stören.

Ehe sie Rocky Beach erreichten, mußten sie nochmals ein Nebelgebiet durchqueren, aber der Nebel war weniger dicht als vorher im Süden. Wohlbehalten kamen sie auf dem Schrottplatz an.

»Gehen wir in die Zentrale«, schlug Justus vor, als Kenneth den Lastwagen zum Abstellplatz brachte. »Wir sollten Bob ausführlich berichten.«

Diesmal betraten sie ihre Zentrale ohne Kriechkunststücke durch den »dicken Bauch«, denn nun beobachtete sie niemand. Der Zugang war eine massive Eichentür samt Rahmen, die wie zufällig gegen einen Stapel Altmaterial lehnte. Diese Tür ließ sich jedoch mit einem rostigen Eisenschlüssel öffnen, der unauffällig in einem ebenfalls verrosteten Kochtopf lag, und führte in den »Bauch«, einen mächtigen alten Dampfkessel, der wiederum eine enge Öffnung zur Zentrale hin besaß.

Als sie in den Raum schlüpfen, saß Bob Andrews da und las, sprang aber sofort auf.

»Habt ihr's gefunden?« rief er ihnen zu.

Doch die Antwort war ihm bereits klar. Daß etwas schiefgegangen war, erkannte er am zerzausten und erschöpften Aussehen der Freunde und auch daran, daß sie außer dem Stück Rohr, das Peter noch immer wie eine Waffe umklammerte, nichts mitbrachten.

»Hugenay hat uns überrascht.« Justus ließ sich schwer auf seinen Stuhl fallen.

»Aber das Bild hat er auch nicht gekriegt«, ergänzte Peter beim Hinsetzen. »Er fand die Kassette, aber darin war nur ein Zettel, und da stand drauf, er hätte den Text nicht gründlich genug gelesen.«

»Na so was!« sagte Bob. »Das ist merkwürdig. Ihr glaubt also, Mr. Silver hat uns einen doppelten Streich gespielt und bloß vorgetäuscht, daß er das Bild versteckt hatte?«

»Das wüßte ich gern genau«, sagte Justus niedergeschlagen. »Aber

ich glaube es nicht ganz. Auf dem Zettel in der Kassette stand: ›Tut mir leid, alter Freund, aber du hast meine Worte zu flüchtig gelesen.« Das bedeutet, daß in dem Wortlaut etwas steckt, das uns und auch Hugenay entgangen ist.«

»Ich sagte doch schon –« fing Bob an. Doch dann vergaß er, was er sagen wollte, denn in diesem Augenblick klingelte das Telefon.

Sie sahen auf. Einen Anruf erwarteten sie nicht.

»Es könnte Mr. Claudius sein«, sagte Justus, als das Telefon fünfmal geklingelt hatte. »Ich werd' mich wohl besser melden.«

Er nahm den Hörer auf und hielt ihn an den Verstärker, damit sie alle mithören konnten.

»Hallo«, sagte er. »Drei Detektive, Justus Jonas am Apparat.«

»Gratuliere, Jonas junior«, sagte eine Männerstimme mit leisem, ironischem Lachen, und die drei Jungen sahen einander an. Der französische Akzent in der Stimme war nicht zu überhören. Hugenay!

»Wer spricht dort?« fragte Justus. Er wußte sehr wohl, wer es war, aber er wollte Zeit gewinnen, um auf diese oder jene Drohung, die er von dem Kunstdieb zu hören erwartete, gefaßt zu sein.

»Ich bin der Mann, dem ihr vor kurzem an einem malerischen Ort in Merita Valley im Nebel begegnet seid«, sagte die Stimme von Hugenay. »Ich wollte euch nur sagen, daß ich am Ende auch dahintergekommen bin, wie mich John Silver genarrt hat. Es war sehr schlau von euch, das aufzugreifen, was mir entging. Gut – ich streiche die Flagge. Ich weiß, wann ich mich geschlagen geben muß. Ich bin am Flughafen. Wenn ich auflege, nehme ich ein Flugzeug nach Übersee. Ihr holt mich also nicht mehr ein. Dies sei nur noch ein kurzer Abschiedsgruß von einem Sportsfreund zum anderen. Sagt Claude, ich wünsche ihm Glück mit seinem Schneewittchen.«

»Danke«, sagte Justus, obwohl er nicht die geringste Ahnung hatte, wovon der Franzose sprach.

»Ihr wart die besseren Strategen«, sagte Mr. Hugenay. »Das ist mir noch nicht oft passiert. Wenn ihr jemals nach Europa kommt, dann besucht mich dort. Ich werde euch in Frankreich die Unterwelt

zeigen, und vielleicht bietet sich auch dort für euch Gelegenheit, euren Verstand auf einen rätselhaften Fall anzusetzen. Ich trage euch nichts nach, wenn ihr es ebenso halten wollt. Einverstanden!«

»Ja – ja«, sagte Justus und zwinkerte seinen Detektivkollegen zu. »Einverstanden.«

»Oh – eines noch«, meinte Hugenay. »Die Papageien sind in einer Garage, Ocean Street 899 in Santa Monica. Sicherlich wollt ihr sie doch befreien. Mir bleibt keine Zeit mehr, noch einmal herzukommen und nach ihnen zu sehen, deshalb überlasse ich diese Aufgabe euch. Dann also – au revoir, und nochmals meine Glückwünsche.«



Glückwünsche – wozu nur? Glückwünsche im voraus zur mühseligen Wiederholung der Schatzsuche »jenseits der Gebeine«?

Weg war er. Auch Justus legte auf, und die drei Detektive starrten einander an.

»Hast du die Adresse mitbekommen, Bob?« fragte Justus schließlich. »Ja«, sagte Bob. »Nun sieht es so aus, als könnten wir Lucky und Schneewittchen und die übrigen doch noch zurückbringen. Aber was hat er bloß damit gemeint, als er sagte, wir seien die besseren Strategen?«

»Ich hab' nichts weiter getan als – diesem Adams eins überzuziehen, dich zu schnappen, Just, und abzuhaufen«, sagte Peter. »Wenn er das Strategie nennt, wieso –« Er brach ab. »Was ist denn?« fragte er. »Was starrt ihr mich so an?«

»Hör mal«, sagte Justus »wie hieß noch Teil 6 der Botschaft?« Bob gab Auskunft. »Schau unter die Steine jenseits der Gebeine. Hol den Schatz ans Licht! Ein Schloß wehrt dir nicht«, sagte er.

»Klar«, bestätigte Peter. »Und da fand dieser Schläger, Lester, ja auch John Silvers Metallkasten.«

»Aber der hatte ein Schloß!« rief Justus. »Hugenay mußte das Schloß abkneifen. Und in dem Text hieß es ausdrücklich: ›Ein Schloß wehrt dir nicht!«

»Das stimmt!« rief Peter eifrig. »Es muß da noch einen anderen Behälter gegeben haben . . . Nein«, setzte er hinzu, »das ist nicht möglich. Die Kassette war zu groß, obwohl sie ganz flach war. Eine weitere Kassette hätte Lester bestimmt entdeckt.«

»Und wenn es nun etwas Kleineres war?« meinte Justus. »Ein kleiner Behälter, der vielleicht gar nicht kastenförmig aussieht. Wie war das mit Teil 7 der Botschaft?«

»Ich hab noch jeden reingelegt!«, zitierte Peter. »Das hörten wir beide von Al Capone, nicht, Bob?«

»Ja, stimmt«, sagte Bob. »Nur ging es dann bei Blackbeard noch weiter: ›Da guckste in die Röhre, was?‹ Das steht doch alles in meinen Notizen, wißt ihr nicht mehr? Die zweite Hälfte des Spruchs bedeutet aber auch nur: ›Es ist Essig, für euch ist nichts mehr drin!«

»Wirklich?« fragte Justus. »Oder dient der erste Teil in Wahrheit dazu, uns abzulenken, während die Fortsetzung auf einen ganz belanglosen Gegenstand hindeuten soll, falls wir einen versteckten Hinweis sorgfältig genug beachten? Sag mal«, schloß er, »was liegt da eigentlich vor dir auf dem Schreibtisch, Peter?«

Peter sah es sich an. Bob sah es sich an. Sogar der schläfrige Blackbeard steckte den Kopf durch das Käfiggitter und äugte herüber.

»Ein Stück Rohr«, sagte Peter.

»Und woher hast du das?«

»Das hab' ich auf dem Friedhof aufgelesen und Adams damit eins verpaßt«, sagte Peter.

»Und es lag da herum, weil Lester es unter den Steinen gefunden und weggeworfen hatte, stimmt's?« forschte Justus. Peter nickte.

»Stimmt«, sagte er. »Ein Rohr – eine Röhre.«

»Genau das«, stellte Justus fest. »Und seht es euch mal an. Die Rohrenden sind mit Schraubkappen dicht verschlossen, damit nichts eindringen kann – zum Beispiel keine Feuchtigkeit.«

»In so einer Röhre«, meinte Bob bedachtsam, »mit Verschluskkappen ließe sich schon etwas verstauen.«

»Ganz ohne Schloß«, bemerkte Peter.

»»Ein Schloß wehrt dir nicht!«« sagte Justus. »Das ist ein Behältnis, das weder rostet noch Feuchte, Wasser, Schmutz oder Insekten eindringen läßt – das notfalls unbeschadet hundert Jahre überdauert. Das vollkommene Versteck für etwas Kostbares. Und das haben wir mitgebracht!«

Peter versuchte schon die Kappen an den Enden der etwa vierzig Zentimeter langen Röhre abzuschrauben.

»Die sitzen zu fest«, sagte er. »Ich hole eine Zange aus dem Labor.« So flink war er in dem winzigen, der Zentrale angeschlossenen Labor und wieder zurück, daß es schien, als habe er sich gar nicht von der Stelle bewegt.

»Mach du sie auf«, sagte Justus. »Du hast sie gefunden.«

Die Jungen wagten kaum zu atmen, als Peter an jedem Ende der Röhre die Zange ansetzte. Nach einigen Drehungen lockerten sich die Kappen. Peter steckte den Finger in die Röhre. Als er ihn hervorzog, rutschte etwas heraus und fiel auf die Tischplatte. Es war ein eng zusammengerolltes Stück Leinwand.

»Leinwand«, sagte Justus mit gepreßter Stimme, »läßt sich rollen, ohne dadurch Schaden zu nehmen. Auf diese Weise kann man ein großes Stück in einer engen Röhre aufbewahren. Breite es aus, Peter.«

Peter entrollte die Leinwand. Er strich sie auf dem Tisch glatt, und alle blickten wie gebannt darauf nieder.

Das Stück war etwa fünfunddreißig Zentimeter hoch und etwa sechzig Zentimeter breit. Es war ein Gemälde, dessen Schönheit selbst die künstlerisch ungeschulten Jungen erkannten. Es zeigte ein junges Mädchen mit langem braunem Haar und hellblauem Kleid, das einen Apfel in der Hand hielt. Die Farben waren nicht nachgedunkelt und leuchteten in lebendigem Glanz.

Sie hatten das vermißte Meisterwerk wiedergefunden!

»Ein Stück vom Ende des Regenbogens«, sagte Justus. »So hat John

Silver das Bild beschrieben. Jetzt ist mir klar, was er damit meinte.« Bei den Worten »John Silver« und »Bild« regte sich der schwarze Vogel aus seinem Schlaf. Sie schienen in ihm eine Erinnerung wachzurufen. Er schlug zweimal mit den Flügeln und setzte zum Sprechen an.

»John Silver«, sagte er. »Gut gemacht, gut gemacht.«

Dann steckte der Super-Papagei den Kopf unter einen Flügel und schlief wieder ein. Doch angesichts des Bildes vor ihnen überkam die Jungen die Empfindung, als hätten sie eben einen Toten reden gehört, und ein leises geisterhaftes Lachen schien noch in dem engen Raum zu hängen, als Blackbeard längst wieder eingeschlafen war.

Wie alles ausging

Als Bob, Peter und Justus zwei Tage später zu Alfred Hitchcock ins Büro geführt wurden, trafen sie den berühmten Regisseur an seinem Schreibtisch an, wie er in Zeitungen blätterte. Mit einer Handbewegung lud er sie zum Sitzen ein.

»Setzt euch, Freunde«, sagte er. »Gleich bin ich für euch zu sprechen.«

Sie nahmen Platz und warteten gespannt. Kurz darauf legte Mr. Hitchcock die Zeitungen beiseite und sah die Jungen mit rätselhaftem Blick an.

»Aber, aber!« sagte er. »Ich schicke euch los, damit ihr für meinen Freund einen verschwundenen Papagei findet, und ihr findet statt dessen ein verschollenes Kunstwerk und erscheint samt Foto in der Zeitung.«

»Nur in unserer Lokalzeitung, Sir«, stellte Justus respektvoll richtig. »Die großen Zeitungen in Los Angeles brachten nur eine kurze Meldung, daß ein paar Jungen das Bild auf dem Friedhof von Merita Valley unter einem Steinhaufen gefunden hätten.«

»Nicht mal unseren Firmennamen – die drei ??? – nannten sie«, setzte Peter hinzu.

»Nun ja«, meinte Mr. Hitchcock und hielt die Rocky Beach News in die Höhe, »ich meine, das hier entschädigt euch dafür. Ein Foto von dir, Justus Jonas und dem prächtigen Rolls-Royce. Ein Bild von euch dreien, wie ihr das wiedergefundene Gemälde vor euch hinhaltet. Und als Schlagzeile ›Drei Nachwuchs-Detektive aus unserer Mitte entdeckten vermißtes Meisterwerk‹. Ich bin überzeugt, daß ihr damit zumindest eine höchst wirksame Werbung für euer Unternehmen eingeheimst habt.«

»Ja, Sir«, bestätigte Justus. »Als Folge dieser Artikel haben wir wieder mehrere Aufträge bekommen. Was hast du vorgemerkt, Bob?«

Flink zog Bob Andrews sein Notizbuch hervor. »Augenblick mal«, sagte er. »Ein vermißtes Siamkätzchen; eine Statue des griechischen Gottes Pan, die in Hollywood aus einem Garten gestohlen wurde; ein gespenstisches altes Boot, das nur in Nebelnächten auftaucht und dann immer vor einem bestimmten Haus in Malibu Beach anlegt; und die geheimnisvolle Frage, wieso irgend jemand dauernd an drei Häusern in Rocky Beach die Hausnummern auswechselt. Das ist bis jetzt alles.«

Mr. Hitchcock schüttelte den Kopf.

»Meine Phantasie überschlägt sich«, sagte er, »bei der Vorstellung, wohin diese rätselhaften Fakten ausufern werden, wenn ihr Bur-schen euch da hineinversteckt. Aber habt nun die Güte, mir die Einzelheiten zu schildern, worüber die Presse nichts berichtete. Ich weiß zwar, daß ihr ausgezogen seid, um Malcolm Fentriss' Papagei zu finden. Doch von diesem Papagei steht kein Wort in den Zeitungen.«

»Ja, weil Mr. Claudius nicht wollte, daß von den Papageien die Rede ist«, erklärte Justus. »Seine Sorge war, es könnte sich zu phantastisch anhören, Außerdem – aber ich fange lieber von vorn an.«

Und dann schilderte er, wie sich die Ermittlungen ausgeweitet hatten und schließlich sieben sprechende Vögel und ein verlorenes Kunstwerk umfaßten. Mr. Hitchcock hörte aufmerksam zu.

»Aha«, sagte er, »und am Ende hattet ihr die Papageien wiedergefunden, die geheimnisvolle Botschaft entschlüsselt und das verschollene Kunstwerk aufgespürt, zur Rückgabe an Claudius.«

»Ja, Sir«, sagte Justus. »Allerdings« – das Eingeständnis kam mit einigem Widerstreben, aber Justus war zu aufrichtig, um es zu unterschlagen – »hatten wir auch Glück.«

»Glück«, meinte Alfred Hitchcock, »hilft nur dem, der es sich zunutze zu machen versteht. Gehe ich richtig in der Annahme, daß ihr Lucius Licinius Lucullus meinen Freund Malcolm Fentriss und Schneewittchen der guten Miss Waggoner wieder übergeben habt?«

»Ja, Sir«, bestätigte Justus. »Sie waren hoch erfreut, ihre Lieblinge wieder bei sich zu haben. Mr. Claudius gab eine Erklärung ab und entschuldigte sich für sein Auftreten. Sie haben ihm einmütig verziehen.«

»Nun ja«, sagte der Regisseur. »Ihr habt also den Papagei meines Freundes wiedergefunden und die Bedingung erfüllt, die ich euch gestellt hatte – daß ich auch diesen Fall gedruckt und von mir kommentiert herausbringen würde, falls ihr ihn mit entsprechend bemerkenswerten Ergebnissen lösen solltet. Mir bleibt daher keine andere Wahl.« Er blickte die Jungen scharf an. »Ich werde ein neues Buch über euch herausgeben.«

»Vielen Dank, Sir!« rief Justus begeistert, und Bob und Peter stimmten ein. Dann sprang der Erste Detektiv auf. »Kommt, Freunde«, sagte er. »Wir müssen ans Werk.«

Großes Stühlerücken, großes Gedränge an der Tür – dann waren die drei Jungen draußen.

»Hm«, brummte Alfred Hitchcock in sich hinein, »und hier haben sie es sogar wieder einmal zu einem Presse-Echo gebracht . . .«

Bedächtig faltete er die Zeitungen zusammen und schichtete sie säuberlich zum Stapel auf.

Zum guten Schluß: Alfred Hitchcock

Es mag einiges im Geheimnis um den falschen Super-Papagei und die echten Papageien geben, das euch noch nicht befriedigend gelöst erscheint. Ich mache mich erbötig, Klarheit zu vermitteln, denn Peter, Bob und Justus sind bereits anderweitig beschäftigt.

Mr. Claudius reiste mit dem verschollenen und von den drei ??? wieder gehobenen Kunstschatz nach England zurück. Er bezahlte dafür die Belohnung von tausend Dollar. Justus bestand allerdings darauf, daß die Prämie Carlos und seinem Onkel Ramos zufiel, die John Silver damals bei sich beherbergt hatten.

Carlos' Onkel kehrte mit dem Geld nach Mexiko zurück, wo er sich in seinem Heimatdorf von seiner Krankheit erholt. Die drei Jungen machten Carlos mit Morton bekannt, den die autotechnischen Kenntnisse des jungen Mexikaners so beeindruckten, daß er ihn zu der Autovermietung mitnahm. Der Firmenchef stellte Carlos fürs Waschen und Pflegen des gesamten Wagenparks ein. In seiner Freizeit macht Carlos Kurse als Automechaniker. Der Umgang mit all den Wagentypen ist für ihn das höchste Glück. Er wohnt bei netten Leuten ganz in der Nähe der Firma Jonas und hilft zuweilen auf dem Schrottplatz mit.

Hugenay, der gerissene Kunstdieb, ist in Europa noch immer auf freiem Fuß, obwohl die Polizei sich in mehreren Staaten aufs äußerste bemüht, ihn dingfest zu machen. Adams und Lester, seine gedungenen Helfershelfer, fanden sich empfindlich bestraft – Hugenay setzte sich nämlich ab, ohne sie für ihre Dienste zu entlohnen.

Abschließend kann ich nur noch bemerken, daß die drei ??? von Fall zu Fall bei mir mehr Vertrauen genießen – und ich meine, das war bisher keine schlechte Investition. Ich trage mich bereits mit dem Gedanken, ihnen einen neuen Ermittlungsauftrag anzubieten. Seid gewiß, daß jeder Fall, der sich interessant entwickelt, unverzüglich an euch weiter berichtet wird.

Alfred Hitchcock